

ILLUSTRIERTE NEUE WELT

GEGRÜNDET 1897 VON THEODOR HERZL



Grüner Planet mit Flugobjekt von Gerhard Gutruf

GESCHICHTE VON FLUCHT UND VERTREIBUNG

Vor 75 Jahren fanden zwei bis heute kaum beachtete Pogrome in Marokko statt, die den Auftakt für eine massenhafte Fluchtbewegung jüdischer Bürger aus arabischen Staaten bildeten.

Wer heute am Strand von Tel Aviv entspannt und die Augen geschlossen hält, kann aus dem Gehörten nicht unbedingt schließen, wo er sich gerade befindet. Da vernimmt man viel Französisch, unüberhörbar ist Russisch, dazwischen vielleicht Arabisch, natürlich Englisch und ein wenig Deutsch. Klar, auch viel Iwrith – aber das hört man in Wien am Graben ja auch ziemlich häufig. Der Turm, der in den Himmel reichen sollte, blieb zwar unvollendet, geblieben ist aber die vom Ewigsten

als Strafe für die Hybris verhängte Sprachenvielfalt, und ganz besonders ausgeprägt ist diese im heutigen Israel. Sie ist freilich nicht die Folge des ehrgeizigen Bauprojektes zu Babel, doch auch hier ist die negative Konnotation nicht zu übersehen. Gerade die jüngste, größere Einwanderungswelle ist in vielen Fällen nicht eine freiwillige Aliyah, kein freudiger Aufbruch ins Gelobte Land, sondern die Folge zunehmender Übergriffe eines Antisemitismus mit überwiegend muslimischem Hintergrund, der in Frank-

reich längst nicht mehr auf die Vorstädte der Metropole beschränkt ist.

Flucht und Vertreibung – es sind ewige Motive in der Geschichte der Juden, wobei die Grenzen zwischen beiden verschwimmen.

Historisch die spektakulärste Vertreibung fand in Spanien statt. Am 2. Jänner des Jahres 1492 übergab Mohammed XI Boabdil, der letzte maurische Herrscher, der in Spanien regierte, die Schlüssel seiner Residenz in Granada dem katholischen König Ferdinand von Aragon und Isabella [▶ Seite 2](#)

FRANZ C. BAUER

AUS DEM INHALT

GESCHICHTE

**Wider die
Einfalt**

SEITE 4

FILM

**Indiana
Jones**

SEITE 11

POLITIK

**Fritz
Bauer**

SEITE 13

◀ Seite 1 von Kastilien. In den Frühjahrstagen des selben Jahres unterzeichnete Ferdinand das als *Edikt von Granada* bekannte Dokument, welches das Schicksal der Juden besiegelte: „Und so beschließen wir, alle Juden aus unseren Reichen zu verbannen, damit sie niemals zurückkehren. Wir gebieten, dass alle Juden bis Ende des Monats Juli mit ihren Söhnen, Töchter und ihrer Dienerschaft das Land verlassen müssen. Gegeben in der Stadt Granada am 31. März im Jahr des Herrn 1492. Ich, der König, ich die Königin...“. 150.000 jüdische Spanier, die unter muslimischer Herrschaft weitgehend unbehelligt am öffentlichen Leben teilnehmen konnten, mussten fliehen. Es war die bis dahin größte Vertreibung. Sie beendete eine Blütezeit des Judentums, in der unter anderem Moses Ben Maimon/Maimonides seine Schriften verfasste – übrigens teils in Arabisch.

Doch einige Jahrhunderte später hat sich das Bild gewandelt. Nicht mehr Toleranz und gegenseitige Wertschätzung prägten in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg das Verhältnis des Islam zum Judentum sondern Intoleranz und Hass. Dabei hatten Juden noch im 19. Jahrhundert zahlreiche Juden aus Russland und dem Balkan im muslimisch geprägten osmanischen Reich Schutz vor Verfolgung und Pogromen gesucht.

Was die Zahlen betrifft, so stellen die Machthaber der arabischen Staaten Ferdinand von Aragon weit in den Schatten. Hatte dieser noch 150.000 Menschen vertrieben, so sind von den rund 900.000 Juden, die 1948 in arabischen Staaten und bis 1979 im Iran lebten, nur noch wenige Tausend

Was die Zahlen betrifft, so stellen die Machthaber der arabischen Staaten Ferdinand von Aragon weit in den Schatten. Hatte dieser noch 150.000 Menschen vertrieben, so sind von den rund 900.000 Juden, die 1948 in arabischen Staaten und bis 1979 im Iran lebten, nur noch wenige Tausend

geblieben. Der Rest wurde vertrieben oder musste vor zunehmenden Repressionen flüchten – fast eine Million Menschen, die von der Weltöffentlichkeit heute verschwiegen oder vergessen werden.

Das noch wenig beachtete Vorspiel zu Flucht und Vertreibung bildete bereits der Farhud von Bagdad, ein Pogrom, bei dem zwischen 130 und 180 Menschen von einem fanatisierten Mob ermordet wurden. Juden stellten damals zwischen 25 und 30 Prozent der Bevölkerung Bagdads – ein ähnlich hoher Bevölkerungsanteil wie im damaligen Warschau oder in New York. Bis 1948 lebten allein in Nordafrika rund 500.000 Juden.

Vor fast auf den Tag genau 75 Jahren, am 7. und 8. Juni 1948, brachten folgenschwere Pogrome in den marokkanischen Städten Oujda und Jérada die Wende. Von ursprünglich 250.000 marokkanischen Juden blieben nur noch rund 2.000 im Land. (In einer Geheimaktion unter dem Namen *Operation Jachin* brachte der Mossad zwischen November 1961 und Frühling 1964 den Großteil der noch verbliebenen Juden außer Landes. Neben Israel war Kanada das wichtigste Zielland). Die Pogrome in Marokko bildeten den Auftakt einer Auswanderungswelle, die nach Marokko die jüdische Bevölkerung so gut wie aller arabischen Staaten erfasste. Ausgelöst wurde diese Welle durch Ausschreitungen und Gewalt, die sich ab 1948 gegen die jüdische Bevölkerung so gut wie aller arabischen Staaten wendete.

Ähnlich wie in Marokko entwickelte sich der jüdische Bevölkerungsanteil daher in vielen anderen arabischen Staaten: In Tunesien lebten nach

dem Zweiten Weltkrieg rund 100.000 Juden, heute sind es nur noch 1.500. Die jüdische Bevölkerung Ägyptens belief sich nach 1945 auf etwa 75.000 Juden. Geblieben ist deutlich weniger als ein Prozent. Praktisch eliminiert wurde auch die jüdische Gemeinde Iraks. Von den einst 135.000 Juden blieben nur wenige Dutzend im Land. Wie viele der 60.000 jemenitischen Juden noch im Land am Gold von Aden leben ist nicht bekannt, Schätzungen gehen von etwa 50 Menschen aus. Von den 140.000 Juden, die in Algerien ihren Lebensmittelpunkt hatten, konnte keine bleiben, und auch alle 38.000 libyschen Juden, die 1948 in dem nordafrikanischen Land lebten, mussten ihre Heimat verlassen. In Syrien war es ein Pogrom in Aleppo, das 70 Opfer forderte, das die Flucht große Teile der 10.000 Menschen umfassenden jüdischen Bevölkerung auslöste.

Oft war die Vertreibung mit Enteignungen verbunden. Die Anfang der 1950er-Jahre im Irak von Juden konfiszierte Summe wird auf 200 Millionen US-Dollar geschätzt. Aus Ägypten durften die zur Flucht gezwungenen Juden nur 20 ägyptische Pfund mitnehmen – sie kamen mittellos in ihrer neuen Heimat, meist Israel, an. Das von Juden zwangsweise in arabischen Ländern zurückgelassene Vermögen schätzt die *World Organisation of Jews from Arab Countries* auf bis zu 300 Milliarden US-Dollar. Der enteignete Landbesitz erstreckt sich über rund 100.000 Quadratkilometer, vor allem in Ägypten, Marokko und Irak.

In der öffentlichen Diskussion spielt diese systematische Vertreibung aber so gut wie keine Rolle. □

Erinnerung

Gemessen an den Ereignissen der Geschichte ist die aktuelle Wirtschaftskrise nur eine mäßig bedeutende Episode mit Gegenwind. Doch für eine – im Vergleich mit den großen Medienkonzernen des Landes – verhältnismäßig kleine Zeitung kann sich daraus eine bedrohliche Situation ergeben. **Bitte leisten Sie jetzt Ihren Beitrag, um den Fortbestand der Illustrierten Neuen Welt zu sichern.** Wir benötigen keine Millionen- und Milliardenbeträge. Sie können wertvolle Hilfe leisten, indem Sie nur den Abopreis überweisen. Bitte nutzen Sie den beigelegten Erlagschein!

Mit bestem Dank die Redaktion

Abonnementpreis: Inland: € 32,- / Ausland: € 44,- / Übersee: € 56,-

Spenden willkommen!

www.neuewelt.at



Das Titelbild stammt von **Gerhard Gutruf: Grüner Planet mit Flugobjekt**, Öl auf Leinwand, 73,3 x 100,3cm, 2022/23

Über dem smaragdgrün schillernden Planeten erscheint ein Flugobjekt aus einer anderen Dimension. Es ähnelt einem sich auffächernden Kubus, auf dessen Mantelflächen kadmiumrote, der Fibonacci-Reihe folgende Augen aufleuchten – vielleicht ein Hinweis auf eine harmonische, goldene Zukunft... www.gutruf.at

Impressum

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:
Illustrierte Neue Welt,
Dr. Joanna Nittenberg, Mag. F. C. Bauer

Chefredakteurin: Dr. Joanna Nittenberg
alle 1010 Wien, Judengasse 1A,
Tel. ++43 1 5356301

Konto Bank Austria: BIC BKAUATWW
IBAN AT18 1200 0109 1007 3200
Druck: W & H Media Druck + Verlag GmbH

ARABISCHE ISRAELIS ERHIELTEN ENTSCHÄDIGUNG

Oft wird behauptet, dass Israel das an den „Verwalter für das Eigentum Abwesender“ gefallene Land entschädigungslos beschlagnahmt habe. Dies entspricht jedoch nicht den Tatsachen.

In den Medien wird häufig behauptet, dass Juden ihr im Krieg von 1948 verlorenes Eigentum wiedererlangen können, während es für Araber keinen vergleichbaren Mechanismus gebe, um ihr im selben Krieg verlorenes Eigentum wiederzuerlangen. (...)

Im Gegensatz zu diesen Berichten herrscht Parität zwischen den Rechten ehemaliger jüdischer Eigentümer von Land, das vom jordanischen Verwalter für das Eigentum Abwesender beschlagnahmt wurde, und den Rechten arabischer Eigentümern von Land, das von Israels Verwalter für das Eigentum Abwesender beschlagnahmt wurde.

Wie Alex Safian von CAMERA detailliert beschrieben hat: „Eigentum, das von Arabern zurückgelassen wurde, die während der Kämpfe 1948 geflohen waren (d.h. Eigentum von Abwesenden), wurde dem israelischen Verwalter für das Eigentum Abwesender übergeben, der das Eigentum an staatliche oder verwandte Einrichtungen für öffentliche Zwecke übertrug, z.B. für die Unterbringung der hunderttausenden jüdischen Flüchtlinge aus arabischen Ländern, die in Israel Zuflucht gefunden hatten.“

Der Verwalter bewahrte den Wert des Eigentums treuhänderisch für den registrierten arabischen Eigentümer (mit Anpassungen für Inflation und Zinsen) auf. Diese Handlungen waren völlig im Rahmen der internationalen Normen, und das Amt selbst und seine Funktionen wurden vom ähnlich agierenden britischen Mandatsamt übernommen.

Diejenigen registrierten arabischen Eigentümer, die Bürger oder Einwohner Israels

sind (einschließlich der Palästinenser, die in Ost-Jerusalem wohnen), sind berechtigt, eine Entschädigung vom Verwalter zu beantragen, aber sie wurden [von arabischer Seite; Anm. Mena-Watch] unter Druck gesetzt, keine Ansprüche zu stellen, weil sie damit Israels Existenz und Souveränität legitimiert hätten.

Dennoch wurden im Laufe der Jahre mindestens 14.692 Anträge eingereicht. Dabei wurden Ansprüche in Bezug auf mehr als 200.000 Dunum (200km²) Land geregelt, mehr als 10.000.000 Schekel (2,6 Mio. Euro) wurden als Entschädigung gezahlt, und mehr als 54.000 Dunum (54 km²) Ersatzland in Israel wurde als Entschädigung zugewiesen.

Israel hat diese Politik verfolgt, obwohl kein einziger Penny an Entschädigung an die mehr als 500.000 jüdischen Flüchtlinge aus arabischen Ländern gezahlt wurde, die von den arabischen Regierungen nach 1948 gezwungen wurden, ihre Häuser, Geschäfte und Ersparnisse aufzugeben.

Palästinenser aus dem Westjordanland haben keinen Anspruch auf Entschädigung für ihr nach 1948 verlorenes Eigentum, aber auch israelische

Juden haben keinen Anspruch auf Entschädigung für Eigentum, das sie im Westjordanland (ohne Ostjerusalem) nach 1948 verloren haben. Dies ist die Position der israelischen Regierung, die in der *Valero-Entscheidung* vom Obersten Gerichtshof Israels bestätigt wurde.

Israelische Juden haben das Recht, eine Entschädigung (oder in seltenen Fällen eine Rückgabe) für Land zu beantragen, das sie



ENTGELTLICHE EINSCHALTUNG

Sie haben Fragen an das Bundeskanzleramt?

service@bka.gv.at

0800 222 666
Mo bis Fr: 8–16 Uhr
(gebührenfrei aus ganz Österreich)

+43 1 531 15-204274

Bundeskanzleramt
Ballhausplatz 1
1010 Wien

Bundeskanzleramt

Das Bürgerinnen- und Bürgerservice des Bundeskanzleramts freut sich auf Ihre Fragen und Anliegen!
bundeskanzleramt.gv.at

Der Verwalter bewahrte den Wert des Eigentums treuhänderisch für den registrierten arabischen Eigentümer auf.

nach 1948 in Ost-Jerusalem verloren haben. Das Eigentum an einem Großteil des vom jordanischen Verwalter für feindliches Eigentum entzogenen Landes wurde der jordanischen Regierung übertragen.

Die jordanische Regierung benutzte dieses Land z.B. für den Bau von Regierungsgebäuden in Ost-Jerusalem und für die Errichtung des Flüchtlingslagers Dheisheh, das vollständig auf Land in jüdischem Besitz errichtet wurde. Darüber hinaus wurden die palästinensischen Flüchtlingslager in Qalandia und Anata zum Teil auf jüdischem Land gebaut, das an den jordanischen Verwalter gefallen war.

Keines der für Flüchtlingslager oder Regierungsgebäude genutzten Grundstücke in Ost-Jerusalem kann von den ursprünglichen

jüdischen Eigentümern zurückgefordert werden, sie können jedoch eine Entschädigung beantragen.

Das Land in Sheikh Jarrah stellt eine Ausnahme dar, weil es an die jordanische Regierung verpachtet war und nicht durch Enteignung erworben wurde – und deshalb in den Büchern des jordanischen Verwalters noch als jüdisches Land geführt wurde, weswegen es an die Erben der ursprünglichen jüdischen Eigentümer zurückgegeben werden konnte. □

(Aus dem Artikel Times of Israel Clarifies on Land Compensation Laws for Arabs, Jews, der bei Camera erschienen ist. Übersetzung von Alexander Gruber für mena-watch. Der unabhängige Nahost-Thinktank, 7. Juli 2021.)

FINANZBILDUNG

durch die Oesterreichische Nationalbank

Im kostenlosen Finanzbildungsprogramm Euro-Aktiv werden gemeinsam mit den Schüler:innen aktuelle Themen rund ums Geld erarbeitet. Bei allen Fragestellungen können die Jugendlichen ihr Wissen und ihre Erfahrungen einbringen. Die Workshops finden direkt an den Schulen statt.

Weitere Informationen unter
www.eurologisch.at

euro
logisch
Finanzbildung durch die ONB

Dauer:
1 bis 2 Unterrichtseinheiten

Zielgruppe:
8. bis 13. Schulstufe
sowie Berufsschulen

Themen:
Bargeld & Zahlungsverkehr,
Preisstabilität, Umgang mit Geld

Entgeltliche Information



ONB
OESTERREICHISCHE NATIONALBANK
EUROSYSTEM

WENDEN WIR UNS WIDER DIE EINFALT!

HÜTER DER ERINNERUNG

VLADIMIR VERTLIB

Wir tragen eine große Verantwortung. Wir müssen dafür sorgen, dass die sogenannte Erinnerungskultur stets gegenwärtig, relevant, breitenwirksam und entscheidend für die Gestaltung der Zukunft bleibt und nicht zu einem reinen Ritual und zur Folklore verkommt.

Wer sich dem Grauen von gestern und vorgestern nicht stellt, wer die Perspektive nicht ändert und nicht bereit ist, ehrlich zu sein, kollektive Verantwortung und Scham zu empfinden und zu trauern, ist gezwungen, das Grauen früherer Zeiten irgendwann zu wiederholen.

Bezeichnenderweise hatte ich damals, als die Täter der Nazizeit noch lebten und ihre Kinder noch jung waren, viel öfter ein schlechtes Gewissen sowie Angst, über meine Wut und Betroffenheit zu reden, als heute, zwei Generationen später. Schon als Volksschulkind wusste ich, dass ich in diesem Land, vielleicht sogar von einigen der Menschen, die ich kannte, ermordet worden wäre, wenn ich hier und nur einundzwanzig Jahre früher auf die Welt gekommen wäre. Dies verstörte mich. Ich konnte es nicht verstehen. Mir war zwar klar, dass jene Zeiten vorbei waren und nicht wiederkommen würden. Aber konnte ich mir dessen wirklich sicher sein? Wem in dieser Welt konnte man denn überhaupt vertrauen? Am wenigstens der Welt selbst und ihren schicksalhaften Intentionen mir gegenüber. Und dennoch: Als Kind wollte ich dazugehören, ich wollte mich anpassen und gefallen, ich wollte nicht verärgern und irritieren. Als ich im Alter von sechseinhalb Jahren in einen Wiener Hort für Knaben kam, mussten die anderen Kinder und ich folgendes Gedicht aufsagen: „Wer die Heimat nicht liebt und die Heimat nicht ehrt, ist ein Wicht und des Glücks in der Heimat nicht wert“.

Der Ausdruck „Heimat“ war Anfang der 1970er Jahre zwar schon etwas aus der Mode gekommen, doch die „Tante“, die den Hort leitete, war eine Heimatvertriebene aus Oberschlesien und verwendete den Begriff „Heimat“ noch unhinterfragt. Sie bezeichnete sich als Schlesierin, als Österreicherin und als echte Wienerin, schimpfte über Ausländer, lobte Hitler, ohrfeigte hin und wieder die Knaben oder zog sie an den Ohren (was damals die meisten Leute für normal und angemessen hielten) und war sowohl bei uns Kindern als auch bei unseren Eltern sehr beliebt. Ausgerechnet sie war die erste erwachsene Einheimische, die mir zuhörte, die sich Zeit für mich nahm und mich nicht unterbrach, wenn ich krampfhaft versuchte, die Wörter der fremden Sprache zu Sätzen zu fügen, um Geschichten über meine Eltern, über Russland und die Emigration zu erzählen.

Ansonsten zählten meine Gefühle nicht. Österreich war fast ausnahmslos ein Land der Mörder und ihrer Nachkommen – mit allen damit verbundenen Facetten und Abgründen. Es war (noch) nicht meine Heimat, aber ich wollte stark sein, souverän wirken und dadurch gerade bei jenen, die mich einst hätten umbringen wollen, Anerkennung finden. Ich wollte kein Wicht sein, wollte Menschen verändern, zum Umdenken bewegen, und blieb doch nur klein und ohnmächtig. Das Glück lag irgendwo in weiter Ferne.

Wann immer ich versuchte, die gängigen Narrative des allgemeinen Nichtgewussthabenwollens, der fatalistischen Unausweichlichkeit-Des-Mitmachens-Erklärung, der selbstgerechten Anständig-Geblieden-Seins-In-Schweren-Zeiten-Phrase, der angriffigen Die-Juden-In-Israel-Sind-Ja-Die-Nazis-Von-Heute-Provokation, der apologetischen Nicht-Jeder-Ist-Ein-Held-Rhetorik und der stolzen Saubere-Pflichterfüllungsbehauptung in Frage zu stellen oder – was als noch schlimmer und ungehöriger wahrgenommen wurde – dieser die eigene Betroffenheit und die eigene Familienerfahrung des Verachtet-, Verfolgt- und auf grausame Weise Ermordetwerdens entgegenzustellen, wurde ich entweder direkt oder indirekt gemaßregelt, indem man mir ein schlechtes Gewissen machte. Als Gastarbeiterkind solle ich überhaupt dankbar sein, dass ich hier sein und bleiben durfte, hieß es. Ös-

terreich war ein gutes Land. Wozu alte Geschichten aufwärmen? Man beiße nicht die Hand, die einen füttert. Ich solle mich nicht auf alttestamentarische Weise danebennehmen. Auge-um-Auge funktioniert aber ohnehin nicht, wenn alle so tun, als wären sie blind.

Vor einigen Monaten nahm ich an der Buchpräsentation einer Kollegin teil, in deren neuem Roman, einer Familiengeschichte, es um das Schicksal eines Wehrmachtssoldaten im Zweiten Weltkrieg, um seine Nachkommen und deren Suche nach der Wahrheit geht. Nach dem Leseteil und dem Podiumsgespräch wollte eine ältere Frau aus dem Publikum wissen, ob „das Wühlen in der Vergangenheit immer noch sinnvoll und zeitgemäß“ sei, und ob sie als eine nach dem Zweiten Weltkrieg Geborene irgendeine Schuld für die Verbrechen jener Zeit empfinden solle. Warum müsse sie sich denn ständig mit diesem Thema beschäftigen? Schließlich fragte sie die Autorin, ob diese auch ein Buch über den Krieg in der Ukraine schreiben würde, was Letztere mit der Begründung verneinte, ihr fehle dafür das nötige Wissen.

Immerhin haben sich die Zeiten im Laufe eines halben Jahrhunderts dahingehend geändert, dass drei Leute bei dieser Buchpräsentation aus dem Publikum der Dame widersprachen und erklärten, wie sehr die Beschäftigung mit der Kriegsvorgangheit ihrer eigenen Familien für ihre Selbstfindung und ihren Seelenfrieden wichtig gewesen sei. Das hätte es früher in dieser Form nicht gegeben. Zweifellos wären einige weitere Wortmeldungen zur Unterstützung der erwähnten älteren Dame getätigt worden, und diese mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit in jenem Tonfall, der für eine bestimmte Generation bei uns so typisch war, wenn sie einmal in Rage geriet.

Was mich an der Wortmeldung der besagten Dame besonders unangenehm berührte, war die Erwähnung des Krieges in der Ukraine, so als nähmen die Verbrechen von heute durch ihre Ungeheuerlichkeit jenen von gestern und vorgestern ihre Bedeutung und Relevanz für die Gegenwart. Dass Putins Angriffs- und Vernichtungsfeldzug einige Vorspiele und Generalproben in fernen Ländern wie Syrien oder Georgien gehabt hatte (was bei uns allerdings kaum jemanden dazu animiert hatte, eine heimische Autorin zu fragen, ob sie darüber schreiben wolle), wurde genauso wenig oder kaum zur Kenntnis genommen wie die Tatsache, dass in Russland gerade die mangelnde selbstkritische Beschäftigung mit der eigenen Vergangenheit, nicht zuletzt auch mit den eigenen Familiengeschichten, Putins „Fortsetzungskrieg“ gegen Phantom-Nazis in der Ukraine und den vermeintlichen Erzfeind im Westen erst möglich gemacht hatte.

Krieg und Verfolgung bleiben leider ein Thema für Gegenwart.

Wenn ich an Putins Krieg in der Ukraine denke, sind meine eigenen Déjà-vus vielfältig: Sie reichen von den Geschichten meiner Eltern über Krieg und Verfolgung, die mir als Kind erzählt wurden und zu einem Teil meiner Identität wurden, bis zu jenen infamen Geschichtsverfälschungen, die ich als gelernter Österreicher kenne und die alles ins Gegenteil dessen verkehrten, was und wie es eigentlich gewesen ist.

Als ich vor ein paar Monaten mit zwei aus Mariupol geflüchteten Familien längere Interviews durchführte, wurde ich unmittelbar an die Erzählungen meiner Mutter über die Leningrader

Blockade vor achtzig Jahren erinnert. Für meine Mutter sind manche Erlebnisse jener Zeit so präsent, als wären sie gestern passiert. Die Traumatisierung wirkt bis heute nach, und als ich einen siebenjährigen Jungen aus Mariupol betrachtete und sah, wie er Krieg spielte, wusste ich, dass er seine Traumata vielleicht bis ins 22. Jahrhundert mit sich tragen und an seine Kinder und Enkelkinder weitergeben wird. Das aber sind die Folgen einer verdrängten oder verfälschten Erinnerung, einer mangelhaften Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und der bewussten historischen Lüge, die als Schutzwand für die eigene moralische Kuschelecke dient. Wer sich dem Grauen von gestern und vorgestern nicht stellt, wer die Perspektive nicht ändert und nicht bereit ist, ehrlich zu sein, kollektive Verantwortung und Scham zu empfinden und zu trauern, ist gezwungen, das Grauen früherer Zeiten irgendwann zu wiederholen. Der Krieg Russlands gegen die Ukraine ist ein klassisches Beispiel dafür. Zukunft braucht Erinnerung, solange es noch nicht zu spät ist!

Was von meinen Eltern und Großeltern an mich weitergegeben wurde?

Paradoxien des Grauens. Zum Beispiel die Tatsache, dass eine Form des Vernichtungsfeldzugs, den Nazi-Deutschland (auch) gegen meine Familie geführt hatte, durch eine andere neutralisiert wurde und dieser damit das Leben gerettet hatte. Die eine Form war die Shoah, die geplante Auslöschung des jüdischen Volkes, die zweite Form war die Leningrader Blockade – das bewusste Aushungern der Stadt Leningrad, in der sich meine Eltern und Großeltern aufhielten, bis sie 1942 mit anderen Zivilist:innen aus der belagerten Stadt weggebracht wurden. Hätte die NS-Führung im Herbst 1941 beschlossen, die Stadt im Sturm zu nehmen, statt sie zu umzingeln und zu warten, bis die meisten Zivilist:innen verhungerten, um auf diese Weise die eigenen Verluste zu minimieren und Munition zu sparen, wären meine Eltern nach der Eroberung der Stadt wahrscheinlich aufgrund ihrer jüdischen Herkunft ermordet worden. Nachdem die Stadt aber niemals eingenommen wurde, und meine Eltern das Glück hatten, nicht zu verhungern, haben sie den Krieg überlebt. Anderenfalls gäbe es mich nicht. Einer paradoxen Perversion folgend, verdanke ich also letztlich einem Völkermord (nämlich jenem gegen die gesamte Einwohnerschaft von Leningrad) mein Leben. Die statistische Wahrscheinlichkeit, in Leningrad nicht zu verhungern (etwas mehr als die Hälfte der Einwohner:innen überlebte die Blockade, fast eine Million starb allerdings), war höher als unter der deutschen Besatzung als Jude oder Jüdin nicht ermordet zu werden (etwa neunzig Prozent aller Jüdinnen und Juden in dem von deutschen Truppen besetzten Gebiet der Sowjetunion wurden ermordet) ...

Ein paar Gedanken zum Epochenwechsel.

Seit einigen Jahren diskutiert man intensiv darüber, was das Ableben der letzten Zeitzeug:innen der NS-Verfolgung, der Shoah, der Tod der letzten KZ-Überlebenden, für die Erinnerungskultur bedeutet. Bis jetzt und auch heute noch ist die Ehrerbietung, der Respekt, die Bewunderung und die Dankbarkeit, die wir Gegner:innen und Opfern der NS-Diktatur entgegenbringen, ein wesentlicher Bestandteil von Gedenkveranstaltungen. Wir, die Nachkommen, tun das für diese Menschen, aber

Foto: Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes



„Reibpartien“ in Wien



Alltagsszene aus dem belagerten Leningrad

Foto: Wikimedia Commons/RIA Novosti Boris Kudojarow

wir tun es auch und wahrscheinlich noch mehr für uns selbst.

Wenn keine Zeitzeug:innen mehr am Leben sind, müssen wir, die zweite und dritte Generation nach dem Krieg, die volle Verantwortung dafür übernehmen, dass die Erinnerung für die Zukunft erhalten bleibt, dass die Zukunft eingedenk dieser Erinnerung und der damit verbundenen historischen Erfahrungen eine bessere wird und die Fehler der Vergangenheit nicht wiederholt werden. Das ist eine schwierige Aufgabe, und, wie man sieht, gelingt es uns nicht immer, ihr gerecht zu werden. Dabei ist die NS-Vergangenheit noch lang nicht „historisch“ wie die Hexenverfolgungen oder der Dreißigjährige Krieg. Sie bleibt weiterhin Zeitgeschichte. Wir aber, die Kinder und Enkelkinder jener, die die Zeit unmittelbar erlebt hatten, müssen die zahlreichen Ambivalenzen aushalten, die unser Leben und unsere Identität prägen: Die sekundäre Traumatisierung und den Kampf mit Dämonen, die nicht primär unsere eigenen sind; die Rolle von Hüterinnen und Hütern der Erinnerung, die an uns vererbt wurde, und die kritische Hinterfragung derselben; die persönliche Betroffenheit bei gleichzeitiger Distanz der nicht unmittelbar, wenn auch massiv mittelbar Betroffenen; die intellektuelle Disziplin, die wir aufbringen müssen, um stets nach der Wahrhaftigkeit hinter den Tatsachen zu suchen, statt sich einen Fetisch, eine Projektionsfläche für Abwägendes oder einen kitschigen oder gar rührseligen Fluchtraum aus der Verantwortung für die Gegenwart zu erschaffen.

Wir sind Generationen des Übergangs, des Zwischenraums, der Transformation. Das ist unsere Bürde und unsere Chance. Ein Fluch und ein Segen zugleich. Wir mussten uns nicht zu Tode fürchten, doch diese Furcht ist stets auch ein Teil von uns.

Wir tragen eine große Verantwortung. Wir müssen dafür sorgen, dass die sogenannte Erinnerungskultur stets gegenwärtig, relevant, breitwirksam und entscheidend für die Gestaltung der Zukunft bleibt und nicht zu einem reinen Ritual und zur Folklore verkommt.

Was ich Ihnen heute auf den Weg mitgeben möchte, ist kein: „Wehret den Anfängen!“ – das sagt alles, aber auch nichts aus, versteht sich von selbst und ist längst abgegriffen. Was ich Ihnen sagen möchte, ist schlichtweg das, was mich selbst bewegt beziehungsweise das, was mich bei vielen meiner Mitmenschen stört – nämlich ein entweder freundlich distanzierter oder ein genervter oder gar ein aggressives Unpolitisch-Sein; oder ein völlig unkritisches, wenig reflektieren Dahingleiten durch das Leben, ohne sich oder andere zu hinterfragen. Deshalb sage ich allen, weil mir das ein besonderes Anliegen ist: VERSUCHEN SIE BITTE, DIESE MENSCHEN ZU ERREICHEN, SIE ZUM NACHDENKEN, ZUM HINTERFRAGEN ZU

BEWEGEN! Man muss nicht derselben Meinung sein, aber nachzudenken bringt schon sehr viel, und involviert statt gleichgültig zu sein, ist wichtiger als alles andere. Ich selbst bemühe mich, mit Andersdenkenden ins Gespräch zu kommen, ich bemühe mich, dort, wo es notwendig ist, zu widersprechen. Ich kann gar nicht anders, weil ich oft entsetzt, wütend und empört bin.

Was oder wer mich empört? Zum Beispiel jene Impfgegner:innen, die Bilder des Eingangstors des KZ Auschwitz mit hineinkopierter Aufschrift „Impfen macht frei!“ verschicken. Ich selbst habe solche Bilder von einigen Leuten erhalten. Ich verspüre immer noch ohnmächtige Wut, wenn ich daran denke. Immerhin, wenn auch viel zu spät, hat man solche Bilder verboten. Ich will, ja ich muss mit Menschen, die solche Ungeheuerlichkeiten herumschicken, diskutieren, ich will sie verstehen, ich möchte sie überzeugen, aber ich will mich nicht mit ihnen versöhnen, auch wenn dies hierzulande inzwischen oft gefordert wird.

Mich empören jene, die den Sozialabbau als scheinbar gottgegeben hinnehmen, in Zuwanderern, Asylsuchenden, sozial Schwachen und den Angehörigen von Minderheiten hingegen ihre Hauptfeinde sehen.

Wer mich besonders empört, sind jene, die angesichts des von Putin begonnenen Angriffs- und Vernichtungsfeldzugs auf einer vermeintlich gesetzlich verankerten politischen Neutralität pochen und damit einem faschistischen Regime in die Hände spielen. Und natürlich empören mich auch jene, die bei uns die Partei wählen, welche für diese faschistoide, menschenverachtende und Pro-Putin-Haltung steht. Erst recht gilt das für jene, die Putins Eroberungskrieg verharmlosen oder Verständnis dafür aufbringen, für jene, die einen Frieden um jeden Preis fordern, auch wenn dieser Preis auf jeden Fall die kulturelle, in vielen Fällen aber auch die physische Auslöschung der Ukrainer:innen bedeutet.

Hätte man vor 80 oder 85 Jahren für Hitlers Eroberungs- und Vernichtungspolitik ebenfalls Verständnis aufbringen und Frieden um jeden Preis fordern sollen? Man stelle sich vor, die Alliierten hätten das getan. Eine Appeasementpolitik bis zum bitteren Ende? Wäre dies der Fall gewesen, dann stünde ich nicht hier, denn es gäbe mich nicht. Und manche von Ihnen wahrscheinlich auch nicht.

Jene, die vor 1945 gelebt hatten, behaupteten später oft, sie hätten nichts gewusst oder hätten nichts gegen das Unrecht in ihrer Nachbarschaft tun können. Heute haben wir das nötige Wissen, jedenfalls wissen wir genug. Was tun wir gegen das Unrecht, gegen den Eroberungs- und Vernichtungskrieg, der heute stattfindet? Es möge sich jede und jeder fragen, ob sie oder er genug oder das Richtige tut.

Als ich vor ein paar Monaten mit zwei aus Mariupol geflüchteten Familien längere Interviews durchführte, wurde ich unmittelbar an die Erzählungen meiner Mutter über die Leningrader Blockade vor achtzig Jahren erinnert.

Ich frage mich oft, warum Menschen nicht nachdenken! Nicht nachdenken zu können bedeutet meist, nicht nachdenken zu WOLLEN, das Offensichtliche nicht zu sehen, keine Querverbindungen herzustellen – oftmals aus Eigeninteresse, in den meisten Fällen aber schlichtweg aus Einfalt oder Bequemlichkeit. Wenden wir uns wider die Einfalt!

In den Dreißigerjahren des vorigen Jahrhunderts dachten viele Menschen ebenfalls nicht nach. Vielleicht wollten viele von ihnen niemandem etwas Böses. Sie hatten jüdische Freundinnen und Freunde, sind mit jüdischen Kameraden in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs gelegen und hatten danach mit diesen zusammen geschworen, dass es nie wieder Krieg geben werde. Vielleicht hatten sie 1932 und 1933 Hitler gewählt, weil sie das, was er sagte, für nichts als Wahlkampfretorik hielten; weil sie nur das sahen, was sie sehen wollten – die einfachen und schnellen Lösungen in Zeiten von Chaos, wirtschaftlichem Niedergang und einer bedrohlich steigenden persönlichen Unsicherheit.

Wer die Parallelen zur heutigen Zeit nicht erkennen kann, ist blind und – ignorant.

Ich wünsche mir viel mehr kritisches Denken in den Köpfen meiner Mitmenschen! Ich möchte, dass Menschen nachdenken und sich engagieren. Vor allem aber wünsche ich mir, dass zukünftige Generationen keine Gedichte mehr schreiben müssen wie zum Beispiel das folgende Gedicht der Shohah-Überlebenden Tamar Radzyner (1927-1991). *Wohnhaft* heißt das Gedicht. Es zeigt, wie die Zeit nach dem Überleben aussehen kann:

Wohnhaft

Ich wohne auf dem Grund einer Sanduhr.
Es ist weich hier, träge, halbdunkel,
es regnet Sand, es rieseln winzige,
runde Zeitstückchen.
Wenn ich am Ersticken bin, kippt das Glas um.
Von Luft erstochen, von Licht erblindet,
von Verlangen und Verzweiflung zerrissen,
lebe ich einen Augenblick lang.
Dann falle ich auf meinen Platz
am Grund einer Sanduhr.

Wir müssen uns bemühen, dass Menschen nicht mehr oder zumindest etwas seltener ihren Platz am Grund einer Sanduhr haben. Dass sie zu Hause in dieser Welt, anstatt unbehaust und nur wohnhaft sind. Erinnern sorgt dafür, dass die Zeitstückchen uns nicht ersticken und das Leben mehr als nur aus einzelnen, blinden Augenblicken von Verlangen und Verzweiflung besteht.

Sich dafür einzusetzen, ist ein Versprechen für die Zukunft. □

SAUDI-ARABIEN AUF DER WELTBÜHNE

Die Saudis präsentieren sich selbstbewusst wie schon lange nicht mehr, während der Westen erstaunt dabei zusieht, wie er den politischen Anschluss verliert.

THOMAS EPPINGER

Mohammed bin Salman al-Saud (MBS) demonstriert Unabhängigkeit. Er nimmt diplomatische Beziehungen zum Erzfeind Iran auf, versöhnt sich mit der Türkei und empfängt Syriens Diktator Baschar al-Assad ebenso wie den ukrainischen Präsidenten Wolodymyr Selenskyj. Kurz darauf empfängt der saudische Innenminister seinen russischen Amtskollegen Wladimir Kolokolzew. Dass dieser auf der Sanktionsliste der USA steht, kümmert die Saudis nicht. Der enge Verbündete Amerikas am Golf geht sichtbar auf Distanz.

Überraschen sollte diese Entwicklung freilich niemanden. Die Politik des Königreichs ist von drei Motiven geleitet: ökonomischer Erfolg, Vormachtstellung in der Region und Stärkung des Islam. Die Ziele des Landes sind in der Vision 2030 formuliert, einem Grundsatzprogramm für dessen künftige Entwicklung.

Ein Plan für 2030

Die Vision 2030 für Saudi-Arabien basiert auf drei Säulen: einer lebendigen Gesellschaft, einer florierenden Wirtschaft und einer ehrgeizigen Nation. Auf der Suche nach einer vorbildlichen und führenden Nation in allen Aspekten sei es Saudi-Arabiens Absicht, seine Nation zu erneuern heißt es dort. Das Königreich sei entschlossen, die Fähigkeiten seiner Wirtschaft zu verbessern und zu diversifizieren und seine wichtigsten Stärken in Instrumente für eine vollständig diversifizierte Zukunft umzuwandeln.

Als Hauptsitz der *Golf-Kooperationsrats* (GCC) sei es die Mission Saudi-Arabiens, eine globale Investitionsmacht zu werden, die es wiederum in ein Epizentrum des Handels und eine globale Drehscheibe verwandeln werde.

Im Überblick heißt es unter anderem, die Vision 2030 sei ein „Fahrplan, um die Stärken, die Gott uns verliehen hat, zu nutzen – unsere strategische Position, unsere Investitionskraft und unsere Stellung im Zentrum der arabischen und islamischen Welt. Die volle Aufmerksamkeit des Königreichs und unserer



Unter der Ägide Chinas haben Saudi-Arabien und die Wiederaufnahme ihrer Beziehungen beschlossen (© Imago Images / ZUMA Wire)

Führung gilt der Nutzung unseres Potenzials, um unsere Ziele zu erreichen.“ Dabei stütze sich die Vision 2030 auf die Stärken des Landes: 1. Saudi-Arabien ist das Land der zwei heiligen Moscheen, was das Königreich im Herzen der arabischen und islamischen Welt positioniert. 2. Saudi-Arabien nutzt seine Investitionskraft, um eine vielfältigere und nachhaltigere Wirtschaft zu schaffen. 3. Saudi-Arabien nutzt seine strategische Lage, um seine Rolle als wesentlicher Motor des internationalen Handels auszubauen und drei Kontinente miteinander zu verbinden: Afrika, Asien und Europa.

Auch die anderen Staaten des *Golf-Kooperationsrats* haben vor einigen Jahren ehrgeizige, mehrjährige nationale Pläne in Angriff genommen, die darauf abzielen, weitreichende Veränderungen im wirtschaftlichen und sozialen Bereich herbeizuführen, die in den jeweiligen „Vision“-Programmen der Länder verankert sind. Aber nur Saudi-Arabien formuliert darin seinen Führungsanspruch, während sich beispielsweise die Vereinigten Arabischen Emirate

(VAE) damit zufriedengeben, „eines der besten Länder der Welt“ zu werden und der Oman sich vornimmt, sich „den entwickelten Ländern der Welt“ anzuschließen.

It's the economy, stupid

Nicht nur die Saudis, die ganze Golfregion orientiert sich immer mehr nach Osten. In den nächsten zwei Jahrzehnten wird sich die globale Ölnachfrage nach Asien verlagern, großteils nach China und Indien. Bis zu 90 Prozent der Ölexporte aus dem Nahen Osten könnten künftig nach Asien gehen. China und Indien sind die am schnellsten wachsenden, ölverbrauchenden Nationen der Welt, die GCC-Länder verfügen über die größten nachgewiesenen Öl- und Gasvorkommen. Passt also. Die einen brauchen zuverlässige Öl- und Gaslieferanten, die anderen zuverlässige Ölkunden – der (politisch alternativlose) Boykott Russlands lässt die Saudis an der Zuverlässigkeit des Westens zweifeln.

Schon in den letzten Jahren sind die Handelsbeziehungen zwischen den Staaten Asiens

und jener des GCC erheblich gewachsen und haben den Handel zwischen den GCC-Ländern und den Vereinigten Staaten und Europa weitgehend ersetzt. So ist Asien zum wichtigsten Handelspartner der GCC-Mitglieder geworden und macht fast 60 Prozent ihres gesamten Außenhandels aus. China war im Jahr 2016 der wichtigste ausländische Investor in der arabischen Welt.

Zu den wirtschaftlichen Interessen gesellen sich politische Verwerfungen. Nach dem Amtsantritt von Joe Biden als amerikanischer Präsident hat sich das Verhältnis zwischen Riad und Washington merklich abgekühlt. Das Momentum der *Abraham-Abkommen* ist zum Erliegen gekommen. Ob der Protest gegen die Ermordung des nur scheinbar liberalen Islamisten Jamal Kashoggi diesen politischen Preis wert war, darf man getrost infrage stellen. Dessen ungeachtet wird sich das Königreich vermutlich den Normalisierungsabkommen mit Israel anschließen, zu groß sind die beidseitigen Interessen.

Und Europa? Europa spielt ohnehin nur noch als Wirtschaftsraum eine Rolle, nicht aber politisch. Moralische Belehrungen über Demokratie und Minderheitenrechte nimmt man mit orientalischem Gleichmut zur Kenntnis, aber nicht ernst. Und so spiegelt das neue Selbstbewusstsein des Hauses Saud die Interessen des Landes wider: den Islam global zu stärken, die Wirtschaft auszubauen und das Land zu modernisieren. Dem Westen kommt die Rolle zu, die Mohammad Al-Sabban, langjähriger Berater des saudischen Energieministers, im November 2022 in einem Interview mit dem ZDF formuliert hat: „Wir müssen einfach in alle Arten von Energie investieren. Denn wir müssen unsere Wirtschaft diversifizieren und Exporteur aller möglichen Arten von Energie sein. Und ihr in Deutschland werdet so von einer Abhängigkeit in die nächste geraten. So einfach ist das.“

Aus: mena-watch. Der unabhängige Nahost-Thinktank, 28. Mai 2023



WIR HABEN IMMER ZEIT FÜR SIE!

auto-bieber
1040 Wien

KAROSSERIE



FACHBETRIEB



Kfz REPARATUR FACHBETRIEB

Graf Starhemberg-G.33

01/505 34 82

Schnelleingasse 10

01/505 06 07

www.auto-bieber.com

QUALITÄT ZÄHLT!



Der israelische Botschafter in Manama, Eitan Na'eh, mit dem Wirtschafts- und Handelsminister Bahrains, Abdulla bin Adel Fakhro, bei einem Empfang zu Israels 75. Geburtstag (Quelle: JNS)

Israel und Bahrain werden in Kürze ein Freihandelsabkommen unterzeichnen. Dabei könne das Inselkönigreich als Tor zur Ausweitung der Beziehungen zu den arabischen Ländern am Golf dienen, gab der israelische Gesandte in Manama, der Hauptstadt von Bahrain, am Sonntag bekannt.

Botschafter Eitan Na'eh äußerte sich vor dem Hintergrund verstärkter diplomatischer Bemühungen um ein Normalisierungsabkommen zwischen Israel und Saudi-Arabien sowie der Intensivierung der Verhältnisse zwischen Israel und den Golfstaaten. „Hier besteht die Möglichkeit, unsere Beziehungen nicht nur zu Bahrain, sondern auch zu den arabischen Golfstaaten auszubauen“, sagte Na'eh, der hinzufügte, die beiden Länder würden bald ein Freihandels- und ein Investitionsschutzabkommen abschließen. „Bahrain kann der Verbindungspunkt zwischen Ost und West sein.“

Datum und Ort der Unterzeichnung stehen noch nicht fest, aber der israelische Wirtschaftsminister Nir Barkat wird Bahrain in den kommenden Monaten besuchen.

Israel und Bahrain haben ihre Beziehungen im Jahr 2020 im Rahmen des *Abraham-Abkommens* normalisiert, das unter der ehemaligen US-Regierung von Donald Trump abgeschlossen wurde und in dessen Rahmen Jerusalem auch Beziehungen zu den Vereinigten Arabischen Emiraten (VAE), Marokko und zum Sudan aufnahm.

Im vergangenen Jahr schloss Israel ein Freihandelsabkommen mit den VAE, das erste mit einem arabischen Land, das nach offiziellen Schätzungen das jährliche Handelsvolumen in den nächsten fünf Jahren von 1,12 Mrd. auf 9,35 Mrd. Euro erhöhen wird. Die Wirtschaftsbeziehungen mit dem benachbarten Bahrain hingegen hinken noch hinterher.

Wachsende Bindungen, erste Besuche

Israel und die beiden Golfstaaten, die im Iran einen gemeinsamen Feind haben, unterhalten seit Jahren verdeckte Sicherheitsbeziehungen, die seit der Unterzeichnung der Friedensabkommen zunehmend offenkundig geworden sind. Im vergangenen Jahr reisten der damalige Ministerpräsident Naftali Bennett und Staatspräsident Isaac Herzog getrennt voneinander nach Bahrain – die ersten Staatsbesuche eines israelischen Regierungschefs bzw. Staatsoberhaupt in diesem Königreich.

In der vergangenen Woche veranstaltete die israelische Botschaft in Manama zum zweiten Mal einen Empfang anlässlich des israelischen Unabhängigkeitstags – die größte

Veranstaltung des heurigen Jahres in der Gesandtschaft –, nachdem sie 2022 mit der ersten Feierlichkeit dieser Art in der Golfregion Pionierarbeit geleistet hatte. Etwa vierzig Prozent der geladenen dreihundert Gäste waren Unternehmer, so Na'eh, während die Regierung von Bahrain durch den Minister für Industrie und Handel Abdulla bin Adel Fakhro vertreten war.

„Wir stellen fest, dass im Wirtschaftssektor ein wachsendes Interesse an der Förderung der Beziehungen besteht“, erklärte der israelische Botschafter, und nannte die Bereiche Hightech, Landwirtschaft, Energie, Wasser, Cybersicherheit und Bauwesen als einige, die für bahrainische Unternehmer am interessantesten sind.

Der Inselstaat im Golf ist über einen ca. 24 Kilometer langen Damm mit Saudi-Arabien verbunden und bietet Israel ein Tor zu Saudi-Arabien und darüber hinaus, da Unternehmer aus allen arabischen Ländern das Königreich durchqueren. „Es gibt ein Interesse an direkten Geschäften mit Israel unter den saudischen Unternehmern und auf hoher Beamtenebene“, sagte Na'eh. Dennoch mahnte der erfahrene Diplomat, der vor seiner jetzigen Tätigkeit in London, Ankara und Dubai tätig war, zur Geduld: „So etwas geschieht nicht über Nacht. Man braucht viel Geduld, das richtige Tempo und Fingerspitzengefühl.“

Brücke Tourismus

Im Bestreben, den Frieden zwischen den Menschen zu stärken, wird Israels Tourismusminister Haim Katz Ende des Monats Manama besuchen. Seit der Unterzeichnung des Friedensabkommens waren nur 600 Touristen aus Bahrain in Israel, während etwa 6.000 Israelis nach Manama gereist sind. Die Zahlen sind äußerst niedrig, insbesondere im Vergleich zu den benachbarten Vereinigten Arabischen Emiraten, was auf Bahrains rigide Maßnahmen während der Corona-Pandemie zurückzuführen ist, als das Land größtenteils geschlossen war und für die Einreise Visa benötigt wurden.

„Wir wissen, dass Touristen die Brücke zu besseren Beziehungen sind“, ist sich Eitan Na'eh bewusst und wies darauf hin, dass man sich auf gutem Wege dahin befinde. So sei auf dem Empfang zum Unabhängigkeitstag in der israelischen Botschaft eine Ausstellung von Fotos gezeigt worden, die von Bahrainern gemacht wurden, die Israel besucht hatten.

Den Frieden stützen

Das mehrheitlich schiitische Land, in dem die *Fünfte Flotte* der US-Marine stationiert ist, wird seit 240 Jahren von der sunnitischen

FREIHANDELSPAKT ZWISCHEN ISRAEL UND BAHRAIN IN SICHT

ETGAR LEFKOVITS

Familie Al Khalifa regiert. Die Normalisierung des Verhältnisses zu Israel ist unter der schiitischen Mehrheit Bahrains nach wie vor umstritten.

Wie der Rest der arabischen Welt ist das Land seit Jahrzehnten der anti-israelischen Hetze ausgesetzt, die heute durch die sozialen Medien noch verstärkt wird. Dennoch wird immer wieder versucht, das heikle Thema anzusprechen. Im März fand in Manama eine gemeinsam mit der in Tel Aviv ansässigen gemeinnützigen Organisation *Start-up Nation Central* organisierte Hightech-Konferenz mit dem Titel *Connect*

to innovate statt, die Hunderte von israelischen und bahrainischen Wirtschaftsführern zusammenbrachte.

Ein Vorschlag zur Aufnahme der Holocaust-Erziehung in den staatlichen Schul Lehrplan in Bahrain, ähnlich wie in den Vereinigten Arabischen Emiraten, wird derzeit geprüft. „Was Sie hier sehen, ist erst der Anfang“, so der optimistische Botschafter. □

Aus: *mena-watch*. Der unabhängige Nahost-Thinktank, 7. Juni 2023 (Der Artikel erschien auf Englisch beim Jewish News Syndicate, Übersetzung von Alexander Gruber.)

Von Natur aus gut vorsorgen.

Eco Select Invest
Profitieren Sie jetzt von unserer 100 % nachhaltigen fondsgebundenen Lebensversicherung!

#einesorgeweniger
Ihre Sorgen möchten wir haben.

Zu diesem Versicherungsprodukt gibt es ein Basisinformationsblatt, das bei Ihrer/Ihrem Berater:in schriftlich und elektronisch (E-Mail) erhältlich ist. Die jeweils aktuelle Fassung finden Sie auch auf unserer Website wienersstaedtiche.at

WIENER STÄDTISCHE
VIENNA INSURANCE GROUP

EIN PROFESSOR DER EROTIK

Geehrt, geschmäht, verkannt, vergessen: Das Leben des Friedrich S. Krauss

KURT SCHOLZ



Ab 1904 gab er die „Anthropophyteia“, eine umfangreiche wissenschaftliche Jahresschrift heraus und publizierte rastlos: Eine jüngst erschienene Bibliographie seiner Werke umfasst mehr als 200 Seiten.

Seine Forschungsergebnisse hätten einen Mundartkenner wie H.C. Artmann begeistert. Peter Wehle, der sprachkundige Dokumentarist des Wienerischen, wäre vielleicht schamrot geworden. Sigmund Freud unterstütze sie, die Wiener Universität mochte sie nicht. Kein Wunder, reichte doch das, was der Volkskundler akribisch aufgezeichnet hatte, von A wie Abortinschrift, B wie Blutschande, C wie Cynäde bis zu T wie Tätowierungen, U wie Uranier, V wie Vampirglauben, W wie Wundermänner bis Z, wie Zaubersprüche, erotische.

Leidenschaftslos festgehalten und in feinem Gelehrtenlatein erläutert sind skatologische Ausdrücke wie Bauchlackier'n, Bajonettputzen, Doppeladler machen, Dreier scheid'n, Ohrwaschl'n einsäma, puserieren, Salonnuderl oder Weiberleiberhandel. Gegen letzteren, den Handel mit jungen Frauen, kämpfte er unermüdlich und zeit seines Lebens an.

Friedrich S. Krauss hatte bis 1938 ganz in der Nähe meiner jetzigen Adresse gewohnt. Zwei Mal täglich gehe ich an seinem Haus, in dem er ein halbes Jahrhundert lang lebte, vorbei. Nichts erinnert an ihn. Ein „Privatgelehrter“ war er. Als dürftig lebender alter Mann hatte er sich noch vom noblen Fotostudio Fayer porträtieren lassen. Das Bild zeigt einen kahlköpfigen Professor mit sorgfältig gepflegtem Bart, Anzug, Gilet, Krawatte und Gelehrtenbrille. Der Ausdruck „durchgeistigt“ drängt sich auf.

Wissenschaftliche Gesellschaften aus Europa und Übersee hatten ihn mit Ehrungen überhäuft. Die Internationale klinische Rundschau lobte seine Publikationen. In Wien jedoch lehnte die Universität eine Lehrtätigkeit ab. Er musste sich als Autor und Verleger durchschlagen.

Friedrich S. Krauss zählt, sieht man von wenigen verdienstvollen Publikationen rund um seinen 50. Todestags im Jahr 1988 ab, zu den Vergessenen, ja Verfemten. Seine wichtigsten Werke dürfen bis heute nur in der Secreta-Sammlung der *Nationalbibliothek* gelesen werden. Zu seinen Lebzeiten fanden sie den Zuspruch der Psychoanalytiker. Der große Freud war im Beirat seiner wichtigsten Publikation, der *Anthropophyteia*. Krauss selber besuchte jahrelang die *Mittwoch-Gesellschaft*. Dort

empfand er sich akzeptiert und als „einer der ihren“. Die Rilke-Freundin Lou Andreas-Salome, Wilhelm Stekel, Carl Furtmüller und Karl Abraham gehörten zu seinen Bekannten. Freud solidarisierte sich mit ihm, und Krauss wiederum rezensierte die Neuerscheinungen von Psychoanalytikern. Der Kreis seiner Bekannten war international. Er reichte vom New Yorker Anthropologen Franz Boas über Magnus Hirschfeld, Josef Popper-Lynkeus, Friedrich Jodl, Emma Adler bis Karl May. Letzteres aber wäre eine eigene Geschichte.

Friedrich Salomo Krauss hatte 1877 in Poschegg, dem heutigen kroatischen Požega, maturiert.

Das Studium der klassischen Philologie führte ihn nach Wien, wo er von Nachhilfestunden, Spenden und der Wohltätigkeit zweier Freimaurer lebte. Ihnen widmete er 1882 seine erste Arbeit. Sie erschien in lateinischer Sprache. Knapp danach begann er aber mit der Sammlung von südslawischen Sagen und Märchen. 1884 und 1885 unternahm er mit Unterstützung der *Anthropologischen Gesellschaft zu Wien* eine Forschungsreise durch Bosnien, Herzegowina und Dalmatien. In vierzehn Monaten legte er auf Saumpfadern und über verschneite Berge 3.000 Kilometer zurück, übernachtete in Hütten, schlief auch im Freien, hängte in Wirtshäusern die Kleider in den Rauchfang, um sie von den daumnagelgroßen Läusen zu befreien und glich einem erbärmlichen Landstreicher. Der Ethnologe wurde bedroht, begafft und bestaunt und notierte alles, was man ihm erzählte.

Zurück in Wien publizierte er, was er von den Sagen, der Sitte und dem Brauchtum der Südslawen erfahren hatte. Das brachte wohlwollende Rezensionen, weckte aber auch Gegner. Die neu etablierte Slawistik war argwöhnisch. Was er als Feldforscher aufgezeichnet hatte, eignete sich nicht für literarische Salons. Für Krauss war die Volkskunde eine völkerübergreifende Wissenschaft vom Menschen. Das passte nicht in die nationalen Bestrebungen der universitären Slawistik. Überdies hatte er nicht das Leben der Oberschicht dokumentiert, sondern die ungeschminkten skatologischen und erotischen Erzählungen einfacher Leute. Kroatische und serbische Wissenschaftler lehnten ihn ab. Krauss wiederum hatte für sie als „Schöpfer nationaler Mythen“ nur Sarkasmus über. Sein Ansuchen um eine Professur oder wenigstens eine Lektorenstelle an der *Universität Wien* wurde abgelehnt. Ab sofort musste sich Krauss als freiberuflicher Gelehrter, Herausgeber, Gerichtsdolmetsch und Schriftsteller, auch in der liberalen *Neuen Freien Presse*, durchschlagen.

Von 1891 bis 1901 fand er immerhin ein Auskommen als Sekretär der *Israelitischen Allianz zu Wien*, einer der vielen Wohltätigkeitsstiftungen reicher Juden. Sprachkundig wie er war reiste er in pogromgeplagte Gemeinden bis Russland und half beim Aufbau von Bildungseinrichtungen. Das jedoch passte nicht ins Konzept des aufkommenden Zionismus. Theodor Herzl sah in der Hilfe der *Israelitischen Allianz* eine Degradierung ostjüdischer Gemeinden zu Almosenempfängern. Für Friedrich S. Krauss – das „S“ stand für „Salomo“, wurde aber von ihm nicht ausgeschrieben – wiederum war Herzls Idee einer Ansiedlung von Juden in

Palästina ein „umgestülpter Antisemitismus“ und der „Sport für Auchjuden“. Die Fehde mit Herzl war bitter, Krauss unterlag. Die gemeinsame Mitgliedschaft bei jüdisch-nationalen schlagenden Studentenverbindungen half nicht. Krauss wurde als Sekretär der *Israelitischen Allianz zu Wien* gekündigt. Seither fühlte er sich „aus dem Judentum ausgestoßen“.

Was blieb, war eine Tätigkeit als Schriftsteller und Verleger. Ab 1904 gab er die *Anthropophyteia*, eine umfangreiche wissenschaftliche Jahresschrift heraus und publizierte rastlos: Eine jüngst erschienene Bibliographie seiner Werke umfasst mehr als 200 Seiten.

Ausgerechnet als er international bekannt wurde, brach in Berlin ein Gerichtsverfahren über ihn herein: Ein Sittlichkeitsprozess. Krauss hatte das erotische Volksleben wiedergegeben, aber alles getan, um den Leserkreis eng einzuzugrenzen. In jedem Band der *Anthropophyteia* las man eine Warnung: „Privatdruck. Nur für Gelehrte. Nicht für den Buchhandel bestimmt. Ohne Genehmigung des Verlegers darf der Verlag kein Exemplar ausliefern. Wer es öffentlich ausstellt oder verleiht, setzt sich der Gefahr einer Verfolgung aus.“ Das beruhigte die Berliner Sittenschnüffler nicht. Sie beschlagnahmten seine Bücher, verhängten über ihn eine Postsperrung, erledigten den Verlag und zerstörten seinen Ruf: Für manche war Krauss als Pornograph gebrandmarkt.

Die Kenntnis von mehr als zehn Sprachen rettete ihn. Krauss war Gerichtsdolmetsch. Im Ersten Weltkrieg arbeitete er als Sprachlehrer in Militärkrankenanstalten und hielt den Kriegsinvaliden der Monarchie Vorträge in deren Muttersprachen. Das reichte gerade aus, um seinen alten Vater, seine Lebensgefährtin, die beiden gemeinsamen Kinder und ihn selbst zu ernähren. Von der Neustiftgasse 12 aus, einer 32 m² kleinen Wohnung, Wasser und WC am Gang, korrespondierte er mit Wissenschaftlern bis Japan. Nach Ende des Ersten Weltkriegs wurde er zwar weiterhin geehrt, etwa als Vorsitzender internationaler Kongresse, reiste aber nur mehr wenig und dürfte ein Leben am Rande der Armut geführt haben.

Für die völkische Wissenschaft war er ein Jude und ein Sexualforscher noch dazu. Man schlug ihn zwar nicht zusammen, wie seinen Kollegen Magnus Hirschfeld in München, aber die Isolation reichte aus. Der Erotologe galt als Erotomane, egal wie brav und kleinbürgerlich er lebte.

Ab 1933 war für Krauss der Buchmarkt des *Deutschen Reichs* verloren, auch wenn seltsamerweise nur eines seiner Werke auf die Liste des „unerwünschten Schrifttums“ kam. Er begeisterte sich noch für Heinrich Mann und Alfred Döblin, war aber alt geworden und verstummte allmählich. 1935 erschien ein letzter Beitrag: *Die Ödipussage in südslawischer Volksüberlieferung* in *Imago*, der *Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie*.

Friedrich S. Krauss führte ein unauffälliges Leben. Seine Lebensgefährtin lebte mit ihren zwei Kindern getrennt von ihm. Er hatte spät geheiratet und besuchte seine Familie regelmäßig in deren Wohnung in Ottakring, schräg gegenüber der heutigen *Lugner-City*. Augenzeugen berichten von dem distinguierten Herrn Professor, dessen Besu-

che auffielen, weil er nicht so recht in die Ottakringer Umgebung passte.

Krauss erkrankte 1938. Seine Frau war schon 1928 gestorben. Der Sohn forschte am *Staatlichen Institut für Rassenbiologie* in Uppsala und zog später nach Hawaii, dann nach Los Angeles. Die Tochter, obwohl sie nach den damaligen Bestimmungen „Mischling ersten Grades“ war, besuchte den sterbenden Vater noch nach dem „Anschluss“ in der Neustiftgasse. 1939 emigrierte sie in die USA und arbeitete dort als Sprachlehrerin.

Entgegen anderen Vermutungen dürfte Friedrich S. Krauss nicht Suizid begangen haben. Seine Tochter war bei ihm. Der Totenschaubefund vom 30. Mai 1938 vermerkte eine „Herzmuskelentartung“.

Was mit der ohne Zweifel wertvollen Büchersammlung von Krauss geschah, ist unklar. In der

Österreichischen Nationalbibliothek gibt es heute Bücher mit eigenhändigen Widmungen an ihn. Sie müssen einmal in seinem Besitz gewesen sein.

1980 wurde ein US-amerikanischer Germanist in der Bibliothek der *University of California* in Los Angeles auf Bücherkisten von Friedrich S. Krauss aufmerksam gemacht. Er katalogisierte deren Inhalt, kam als *Fulbright-Stipendiat* nach Wien und publizierte eine verdienstvolle Biographie. 1988, rund um den 50. Todestag, erschienen einige sorgfältige Publikationen über Krauss. 2010 hat ein deutscher Bibliothekar ein bewundernswert recherchiertes Verzeichnis der Schriften von Krauss erstellt. Es umfasst mehr 260 Seiten. Weder das *Jüdische Museum* noch das *Haus der Geschichte* scheinen Krauss entdeckt zu haben.

Nach 1988 wurde das durch alliierte Fliegerbomben beschädigte Grab von Krauss restauriert.

Weitgehend aus dem Blickpunkt gerückt ist jedoch die Persönlichkeit des Bestatteten: Friedrich S. Krauss ist eine der großen, einsamen, fleißigsten, verkanntesten, geschmähtesten und allzu vergessenen Persönlichkeiten der jüngeren Wissenschaftsgeschichte unseres Landes. □

Raymond Burt, Barbara Eppensteiner, Johannes Reichmayr, Sexualforschung und Psychoanalyse. Friedrich S. Krauss und Sigmund Freud, Wien, 1986.

Raymond L. Burt, Friedrich Salomo Krauss, Wien, 1990. Mit einem Beitrag von Michael Martischinig, Zum 5. Todestag von Friedrich Salomo Krauss.

Hartmut Wallravens, Schriftenverzeichnis des Wiener Ethnologen, Sexualwissenschaftlers, Schriftstellers und Verlegers Friedrich S. Krauss, Berlin, 2010.

IN MEMORIAM SALLY PEREL



Petra M. Springer, Sally Perel und Joanna Nittenberg in Jerusalem 2017

Am 2. Februar 2023 ist Sally Perel im Alter von 97 Jahren in Tel Aviv gestorben. Bekannt wurde der Holocaustüberlebende als „Hitlerjunge Salomon“. Er wurde 1925 in Peine bei Braunschweig geboren, wo seine Eltern ein Schuhgeschäft führten. Nachdem das Geschäft 1935 zerstört wurde, zog die Familie nach Łódź.

Im September 1939 floh Sally Perel nach Ostpolen, das damals unter sowjetischer Herrschaft stand. Als er 1941 in deutsche Gefangenschaft geriet, gab er sich als katholischer „Volksdeutscher“ aus. Er nannte sich Josef „Jupp“ Perjell und es gelang ihm, während der Zeit des Nationalsozialismus, seine jüdische Identität geheim zu halten. Er führte ein Doppelleben, das ihn sowohl in die Rolle des Täters, als auch des Opfers zwang.

Er wurde, da er sehr gut Deutsch, Polnisch und Russisch sprach, als Dolmetscher in der Wehrmacht eingesetzt und machte als Mitglied der Hitlerjugend eine Ausbildung zum Werkzeugmacher bei der damaligen *Volkswagenwerk GmbH*. Auf Wunsch des Hauptmanns Joachim von Münchow wurde er auf die Akademie für Jugendführung der Hitlerjugend in Braunschweig geschickt. Die ideologische Schulung schloss Rassenkunde ein, was für den in verdeckter Identität und in großer innerer Zerrissenheit lebenden Sally alias Jupp kaum zu ertragen war. Als Jupp ließ er sich tagsüber von den NS-Parolen begeistern. Nachts suchten Sally Ängste und Zweifel heim. „Sogar ich als Jude bin Opfer des völkischen Denkens geworden“, so der Zeitzeuge Sally Perel. „Als ich damals in der Klasse mit den anderen Jugendlichen saß, fing ich an, daran zu glauben. Ich wurde mein Feind.“

Außer seinen Brüdern Isaak und David überlebte kein Mitglied der Familie Perel den Ho-

locaust. 1948 wanderte Sally Perel nach Israel aus. Dort heiratete er Dvora, mit der er zwei Söhne und später drei Enkelkinder bekam. Seine Überlebensgeschichte in der Uniform eines Hitlerjungen behielt er für sich, er gab stets an, mit falschen Papieren überlebt zu haben. „Jupp hat mich als Jude vier Jahre lang fast verdrängt“, so Perel, „Heute bin ich, der Israeli, der Dominante und muss den Jupp verdrängen, den ich ja auch liebe. Er hat ja mein Leben gerettet.“

Perel brauchte 40 Jahre, um das Erlebte zu verarbeiten, nach einer Herzoperation 1985 entschloss er sich, ein Buch mit seiner Geschichte zu schreiben. Seine Autobiografie erschien unter dem Titel *Ich war Hitlerjunge Salomon* und wurde 1991 von Agnieszka Holland verfilmt. Nach Erscheinen seines Buches begann Sally Perel als Zeitzeuge vor allem Schülern seine Lebensgeschichte zu erzählen. Bis ins sehr hohe Alter reiste er durch Deutschland, Europa und die ganze Welt, um vor allem Jugendliche zu kritischem und eigenständigem Denken und zum Einsatz gegen Ausgrenzung und Gewalt aufzurufen. 1999 erhielt er für seine Bemühungen um die deutsch-israelische Verständigung das *Bundesverdienstkreuz* und im Jahr 2000 den *Ehrenring* seiner Geburtsstadt Peine. Das *Volkswagen Werk Braunschweig* vergibt seit 2013 den *Sally-Perel-Preis für Respekt und Toleranz*. □

Petra M. Springer

IKONE DER FOTOGRAFIE

Am 7. Juni 2023 starb Lisl Steiner mit 95 Jahren in Pound Ridge, New York. Sie wurde 1927 in Wien geboren. 1938 emigrierte die Familie nach Argentinien. Dort studierte sie Kunst und besuchte gleichzeitig die *Fernando Fader School of Decorative Arts*. Sie hat bei Ignazio Kaufmann Privatunterricht in Malen und Zeichnen genommen. Sie arbeitete bei der argentinischen Filmindustrie an der Produktion von über 50 Dokumentationen mit. 1960 übersiedelte sie nach New York, wo sie als Fotojournalistin u. a. für *The New York Times* oder das Magazin *Life* arbeitete. Ab 1959 ging sie dem Langzeitprojekt *Children of America* nach, in dem sie durch 31 Länder Süd-, Zentral- und Nordamerika reiste und Kinder aus verschiedenen Gesellschaftsschichten abbildete. Bekannt ist sie durch ihre Foto-Reportagen, unter anderem über Louis Armstrong, Henry Kissinger, Franz Beckenbauer, Fidel Castro, Miles Davis, Richard Nixon und Martin Luther King.

Steiner kehrte immer wieder in ihre Geburtsstadt Wien zurück, wo eines ihrer fotografischen Lieblingsmotive Rauchfangkehrer waren.

Der Fotograf Meinrad Hofer fotografierte die Fotografin für sein Buch *witness. Realities of Forced Emigration 1938-1945*. Darin hielt Lisl Steiner fest: „Also nun bin ich 85 Jahre alt und ich liebe Wien. Ich komme immer wieder zurück und finde, dass es ein fantastisches Element ist. Diese jungen Leute sind eine neue Generation, die so wichtig ist. Ich habe natürlich Theorien, die ich aufstelle über Immigration; ich kann die ganze Welt richten, aber das machen wir ein anderes Mal. Oder? Danke.“

1999 verschenkte Lisl Steiner ihre Zeichnungen und 2004 überantwortete sie der *Österreichischen Nationalbibliothek* auch ihren fotografischen Vorlass. □

P. S.



Lisl Steiner 2015 im Wiener Hamakom

Foto: Petra Paul

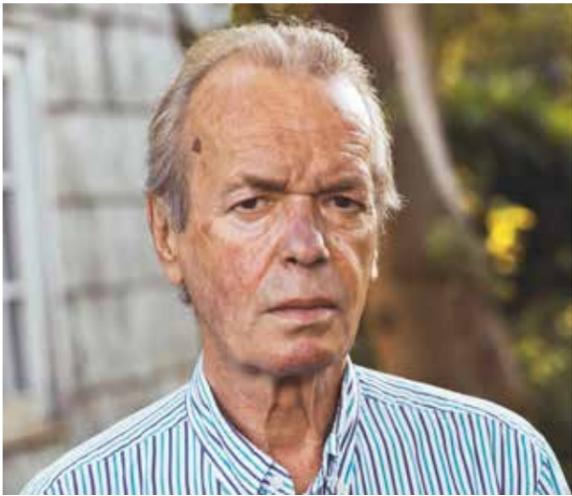


Foto: Elena Seibert

Martin Louis Amis (1949-Mai 2023)

THE ZONE OF INTEREST



Jonathan Glazer

GABRIELE FLOSSMANN

Was die Einteilung in Schubladen betrifft, so erweist sich die Welt der Kunst in gewissen Kategorien ordnungsliebender als jeder herkömmliche Haushalt. Vor allem was Filme und Literatur betrifft. Für alle erdenklichen Genres und Subgenres sind jeweils eigene Schubladen bereitgestellt. Von der Märchenerzählung bis zum Tatsachenbericht, vom Liebesroman über den Krimi bis zum Horrorschocker. Sogar für Geschichten über den Genozid an den Juden durch die Nazis hat man eine Zuordnung gefunden: Die „Holocaust Fiction“.

Wer diese schaurige Wortverbindung in Google eingibt, kann auf eine breite Auswahl an einschlägigen Werken gefasst sein. Und besonders bei Filmen, deren Produktionskosten wieder „eingespielt“ werden sollen, scheinen Kollisionen mit Geschmacksgrenzen unvermeidlich. Auch wenn sie vor dem Hintergrund des größten Menschheitsverbrechens angesiedelt werden.

In die Kategorie der „Holocaust-Fiction“ fallen auch der Roman und die Verfilmung der Auschwitz-Erzählung *The Zone of Interest*, deren Weltpremiere beim diesjährigen Cannes-Filmfestival Aufsehen erregt hat. Den frenetischen Beifall und die Auszeichnung mit dem Großen Preis der Jury konnte der literarische Urheber des Werks, Martin Amis, nicht miterleben. Er war am 19. Mai 2023 verstorben – am Tag vor der Uraufführung des Films in Cannes.

Martin Louis Amis war ein britischer Schriftsteller, der sich auf drastische Weise mit den Exzessen der spätkapitalistischen, westlichen Gesellschaften auseinandersetzte. Die von ihm darin georteten Absurditäten überspitzte er zu grotesken Karikaturen, was ihm bei der Literaturkritik den Titel eines „Meisters der Neuen Widerwärtigkeit“ einbrachte. Die deutsche Erstausgabe von Amis' Auschwitz-Roman, die im Jahr 2014 unter dem Titel *Interessensgebiet* auf den Markt kam, war schon im Vorfeld von einem Skandal überschattet: Der Hanser Verlag wollte dieses Werk seines Stammautors erst gar nicht im Programm haben.

Als sich der Verlag dem Druck der amerikanischen Partner beugte, wurde Amis' Werk auch von deutschen Kritikern als „boshafter Nazibonzenklamauk“ abgetan. Vor allem die Beschreibung des Liebeslebens der SS-Männer wurde ihm übelgenommen.

Die satirische Zuspitzung einer Affäre der Frau des Lagerkommandanten mit einem kulturell gebildeten Nazi sorgte für Unmut. Denn *The Zone of Interest* ist auch eine Liebesgeschichte, in der die fiktive Figur Thomsen – aus Island stammender „Kultur-Nazi“ und „große Frauenheld“ – auf der Suche nach

(s)einer arischen Traumfrau ist. Er findet sie in Hannah Doll, der Frau des Kommandanten, die wie alle männlichen und weiblichen Nazis im Roman von imposanter Statur ist: „stabil, ländlich und für Fortpflanzung und körperliche Arbeit gebaut“. Hannah zeigt sich entsetzt über die „übelriechenden Beweise seiner mörderischen Aktivitäten“ ihres Mannes, die über ihrem Haus schweben. Auch Thomsen ist vom Nazi-Regime desillusioniert und teilt Hannah in einem Brief mit: „Wenn die Zukunft auf die Nationalsozialisten zurückblickt, werden sie sie genauso exotisch und unwahrscheinlich finden wie die prähistorischen Fleischesser ...“

Die Beziehung zwischen Thomsen und Hannah Doll ist von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Eine Liebe vor dem Hintergrund des industriellen Horrors der Lager ist (denk) unmöglich.

The Zone of Interest ist Jonathan Glazers erster Film seit zehn Jahren. Er basiert nur lose auf Martin Amis' gleichnamigem Roman, der den meisten Lesern den Magen umdrehte.

Um die formale und thematische Genialität des Films zu verstehen, muss man ihn also anders betrachten. Nicht als bloße „Literaturverfilmung“, sondern als eine Horrorfilmadaption von Hannah Arendts Prozess-Reportage *Eichmann in Jerusalem* aus dem Jahr 1963. Sie geht weit über die altbekannte Vorstellung dieses Buches von der „Banalität des Bösen“ hinaus.

Dieser aus dem Untertitel des Eichmann-Buchs übernommene Satz liefert den meisten Menschen die Arendt-Wissensbasis: nämlich die Vorstellung, dass das Böse sich nicht als Teufel mit Hörnern oder als Monster darstellt, sondern durch scheinbar „mittelmäßige“ Männer wie Adolf Eichmann, dem Architekten der Endlösung und damit zu unvorstellbaren Gräueltaten fähig.

Dass ausgerechnet die Verfilmung dieses Stoffs in den Wettbewerb von Cannes aufgenommen wurde, peitschte die Wellen der Empörung noch einmal hoch. Ist doch die „Interessenzone“ von Buch und Film das „Kat Zet“ – wie Martin Amis das Konzentrationslager in seinem Roman bezeichnet hatte.

Die Empörung galt diesmal aber noch mehr dem Regisseur Jonathan Glazer: Ausgerechnet er, ein britischer Regisseur von Wer-

bespots und Musikvideos, habe sich an diesem deutschen Trauma „vergriffen“... Gedreht wurde *The Zone of Interest* in Polen.

Doch mit dem deutschen Hauptdarstellerpaar Christian Friedel und Sandra Hüller tritt der Film jeder Unterhaltungserwartung schon von Beginn an entgegen. Minuten lang bleibt die Leinwand schwarz. Dazu ertönt Mica Levys beklemmende Filmmusik, zu der sich langsam – über die Einblendung von Vogelgezwitscher – ein erstes Bild die Leinwand erobert. Eine Familie vergnügt sich leichtbekleidet an einem idyllischen See: Es sind Lagerleiter Rudolf Höss, Ehefrau Hedwig und ihre fünf Kinder. Glazer hat die fiktiven Namen aus Amis' Roman durch jene der historischen Figuren ersetzt, den Sex und die Figur des Nebenbuhlers gestrichen. Auch die Innensicht auf das Vernichtungslager gibt es nicht mehr. Dafür wehen grauisige Geräuschfetzen immer wieder über die Mauer

Von der internationalen Jury wurde der Film dazu noch mit einem Spezialpreis ausgezeichnet. Doch wie kam es, dass ein britischer Autor und ein ebenfalls britischer Regisseur so tief in die „Banalität des Bösen“ eindringen konnten?

und vermischen sich mit dem Kreischen der spielenden Höss-Kinder.

Gleich an der KZ-Mauer beginnt der riesige Garten der Höss-Familie mit Gewächshaus und Planschbecken. Als „Paradies“ soll die von Hüller gespielte Herrin Höss ihr Anwesen auch im wirklichen Leben bezeichnet haben, die über ein Heer von zu Haus- und Gartendiensten verpflichteten Häftlingen verfügte. Mit Entsetzen sehen wir zu, wie sie ihr Leben in deren „glücklichem Haus“ verbringen.

Der Film bietet kaum Einblicke in die Charaktere seiner Protagonisten. Er erzählt ausdrücklich keine Geschichte, in der es einen „guten Nazi“ gibt, dem – zumindest auf der Kinoleinwand – zu folgen man mit seinem Gewissen vereinbaren hätte können. Stattdessen zeigt er, wie das gesamte Nazi-System darauf ausgelegt war, sicherzustellen, dass niemand gut sein konnte.

Die Szenen des Familienglücks spielen sich in einem wunderschönen Garten oder einem gemütlichen Zuhause ab, sind jedoch mit einer Strenge gefilmt, die der Umgebung nicht gerecht wird. In der vielleicht aufschlussreichsten Szene werden zwei der kleinen Söhne der Höss-Familie, die im Hinterhof der Familienvilla spielen, gezeigt. Der Ältere sperrt den Jüngeren im Gewächshaus ein und macht dann Geräusche, als würde er ihn vergasen. Das ein-

zige Familienmitglied, das den Schrecken des Geschehens offenbar nicht ignorieren kann, ist das Baby, das jedes Mal schreit, wenn die Hochöfen angehen.

Das Sound-Design in *The Zone of Interest* ist so außerordentlich effektiv, dass man leicht übersieht, was der Film auf visueller Ebene leistet. Im Vordergrund hören wir, wie die Höss-Familie über das Leben reden. Als Zuschauer muss man solche Dialoge herausfiltern aus einem ständigen Umgebungsgemisch. Dem Summen einer Maschine, das wie ein „weißes Rauschen“ wirkt. Das Geräusch von Hochöfen durchdringt die Mauern der idyllischen Familienvilla, unterbrochen von gelegentlichen Schüssen und Heulen.

Einige Details scheint Jonathan Glazer aus den Erinnerungen der Höss-Tochter Brigitte übernommen zu haben, die 2013 von einem britischen Journalisten in Washington aufgespürt wurde. Ihre Erwähnung, dass ihr ein als liebevoll erlebter Vater das Märchen *Hänsel und Gretel* vorgelesen habe, inspiriert eine surreale, als Negativaufnahme eingebaute Metapher. Der letzte Akt folgt dem aus Auschwitz abgerufenen Rudolf Höss nach Oranienburg und zu einem dekadenten Empfang mit NS-Schergen, bevor der Film schließlich einen Weg findet, über dokumentarische Bilder aus der heutigen Auschwitz-Gedenkstätte zur abstrakten Beklemmung des Anfangs zurückkehren.

Nach der Cannes-Premiere war die allgemeine Stimmung über den Film anders als davor. Der durchwegs mit deutschen Schauspielern – herausragend gut – besetzte und in deutscher Sprache gedrehte Film wurde als Meisterwerk gefeiert. Von der internationalen Jury wurde er dazu noch mit einem Spezialpreis ausgezeichnet. Doch wie kam es, dass ein britischer Autor und ein ebenfalls britischer Regisseur so tief in die „Banalität des Bösen“ eindringen konnten?

Im Epilog seiner Memoiren unter dem Titel *Experience* schildert Martin Amis seinen ersten Besuch in Auschwitz Ende der 1990er Jahre als einschneidendes Erlebnis, das seine Weltanschauung für immer prägte. Nach der Freigabe der Verfilmungsrechte für *The Zone of Interest* wurde Amis befragt, worauf sein anhaltendes Interesse an dem Thema zurückzuführen sei. Daraufhin meinte er: „Kein ernsthafter Mensch denkt jemals an etwas anderes.“

„Die Trennlinie“, schrieb Hannah Arendt, „zwischen denen, die denken wollen und deshalb selbst urteilen müssen, und denen, die es nicht tun, verläuft über alle sozialen und kulturellen oder Bildungsunterschiede hinweg.“ Alles, was jetzt, an diesem Punkt der Geschichte, klar zu sein scheint, ist, dass es sich auf ewig lohnt, sich dieser Frage zu stellen. □

INDIANA JONES

GABRIELE FLOSSMANN

Beim fünften – angeblich endgültig letzte – Teil der Abenteuer-Saga *Indiana Jones*, saß nicht Steven Spielberg am Regiestuhl, sondern nun sein Freund, der 59-jährige Regisseur und Drehbuchautor James Mangold. Dabei hingegen war der 80-jährige Harrison Ford. Er darf, digital verjüngt, noch einmal als „Indiana Jones“ auf die Leinwand.

Teil 5 der Serie spielt im Jahr 1969, kurz nach der Mond-Landung. Indy Jones dämert der Rente entgegen. Und dem nächsten Glas Scotch. Doch böse Buben holen den Archäologie-Professor zurück in den Unruhestand. Undercover-Agenten und Alt-Nazis jagen ihn und ein wertvolles Artefakt – das Rad des Schicksals.

Kurz vor Beginn der Dreharbeiten zum letzten Indiana Jones-Abenteuer – sie mussten wegen der Corona-Lockdowns mehrmals verschoben werden –, ging in Cineasten-Kreisen eine Nachricht herum, warum Steven Spielberg bei Teil 5 nicht selbst auf dem Regie-Stuhl sitzen wollte. Es ist leicht zu erkennen, was Spielberg mit seiner jüdischen Herkunft und seinem Interesse an Theologie an der Geschichte dieses jungen, jüdischen Jungen, dem die gewaltsame Aktion religiöser Indoktrination widerfuhr, interessierte. Außerdem wurde hier ein Kind seiner Familie entrissen – ein wiederkehrendes Thema in Spielbergs Filmen. Der Schwerpunkt des von Tony Kushner verfassten Drehbuchs lag auf der Geschichte des Buben. Steven Spielberg konnte jedoch keinen Sechsjährigen finden,

der den kleinen Filmhelden überzeugend darstellen hätte können. Das Projekt scheiterte schließlich. Und damit kommen wir zum zweiten Film, der mit dem Namen Steven Spielberg verbunden ist.

Unter dem Motto: „Kirche, Katholisch, Kriminell“ hat nun beim *Cannes-Festival* der italienische Regie-Altmeister Marco Bellocchio seine Version dieses brisanten Stoffs vorgestellt. *Rapido – Kidnapped* heißt sein Film. In seiner langen Karriere sorgte Marco Bellocchio immer wieder durch seine offene Kritik an der Katholischen Kirche für Aufsehen. Eine idealere Geschichte hätte er sich für seinen neuen Film kaum aussuchen können. Die Empörung über das weithin als unbarmherzig empfundene Vorgehen von Papst Pius IX. befeuerte den Streit um die weltliche Macht der Päpste.

Dazu eine (kurze) Geschichtsstunde: Im Jahr 1857 erfuhr Bolognas Inquisitor Pater Pier Feletti, dass sechs Jahre zuvor eine Frau namens Anna Morisi das Kind Edgardo der jüdischen Familie Mortara, für die sie arbeitete, getauft hatte. Sie wollte seine Seele retten, weil sie glaubte, es würde an Fieber sterben. Der Säugling überlebte jedoch. Aufgrund der Taufe war die katholische Kirche danach

überzeugt, dass der Bub sein Leben als Christ fortführen müsse und entführte ihn in den Vatikan.

Die Empörung der Familie Mortara und der gesamten jüdischen Gemeinde war so groß, dass der Fall in ganz Europa und sogar in den Vereinigten Staaten Berühmtheit erlangte. Papst Pius IX. weigerte sich kategorisch, den Buben zu seiner Familie zurückzuschicken und ließ ihn katholisch erziehen. Edgardo wurde schließlich katholischer Priester und ein Unterstützer des Seligsprechungsprozesses für Pius IX. (Indirekt trug der Fall

Edgardo Mortara jedoch zum Untergang des Kirchenstaats im Jahr 1870 bei, weil er Pius IX. Sympathien bei seinen französischen Alliierten kostete.)

Die Empörung über diesen Fall blieb allerdings und wird wohl durch den Film neue Nahrung erhalten. Regisseur Bellocchio (83) sagte bei der Vorstellung des Films in Cannes, er habe einen persönlichen Brief an Papst Franziskus geschrieben und ihn eingeladen, sich den Film anzuschauen.

Schon allein die Fakten der Geschichte schüren Wut – im Publikum und bei Bellocchio. Er eröffnet seinen Film mit der Fassungslosigkeit der Eltern, deren Kind in einer Nacht-und-

Nebel-Aktion entführt wird. Dieses Unrechtsbewusstsein bildet den gefühligen Zündstoff eines Historien-Thrillers, der in den Händen eines schlechteren Regisseurs zur simplen Anklageschrift verkommen wäre. Bellocchio ruht sich aber nicht auf der Entrüstung seines Publikums aus. So klar die Schuld zu Beginn der Geschichte verteilt wird, so doppelbödig entfaltet sich die Erzählung danach, die sich auf drei Parteien fokussiert: die Eltern, den Papst und den kleinen Edgardo. Behutsam beobachtet der italienische Regisseur die Gefühlswelt des kleinen Edgardo, dem das Abbild des gekreuzigten Jesus genauso fremd erscheint wie die lateinische Sprache.

Die Sicht des Kindes bleibt bei diesem Film allerdings zu sehr auf der Strecke, weil Darsteller des jungen Edgardo (Leonardo Maltese) der Aufgabe nicht wirklich gewachsen ist. Es ist daher leicht zu verstehen, warum Spielberg so große Schwierigkeiten hatte, die Rolle zu besetzen. Damit verlagert sich auch der Schwerpunkt des Films von Marco Bellocchio weg von den kindlichen Emotionen zur Darstellung historischer Fakten, was ihn zu einer eher trockenen Zusammenfassung des Falles macht. Verpackt in üppig schöne Bilder.

Tony Kushner – um noch einmal auf Steven Spielbergs Vorhaben zurückzukommen – hatte sich bei seiner Version an dem Buch *The Kidnapping of Edgardo Mortara* orientiert, mit dem der amerikanische Wissenschaftler und Pulitzer-Preisträger, David I. Kertzer, schon 1997 zu Diskussionen über Religion bzw. über die institutionelle Macht der katholischen Kirche anregte.

Bei den 76. Filmfestspielen von Cannes, im Mai 2023, machte wieder einmal Steven Spielberg Schlagzeilen. Und dies, obwohl er selbst durch Abwesenheit glänzte.

Interview mit Marco Bellocchio

ILLUSTRIERTE NEUE WELT: Steven Spielberg dachte lange darüber nach, einen Film über die Geschichte von Edgardo Mortara zu machen. Wie kam es nun dazu, dass Sie diesen Stoff verfilmten?

MARCO BELLOCCHIO: Die Geschichte von Edgardo Mortara hat mich schon immer fasziniert: Die Geschichte eines entführten jüdischen Kindes, das zur Umerziehung nach Rom gebracht wurde, weil es heimlich getauft worden war, regt die Fantasie an. Edgardos Veränderung durch die Annahme einer anderen Religion, weil er überleben wollte, sind Aspekte, die mich interessieren. Lange Zeit habe ich es vermieden, diesen Stoff zu realisieren, weil ich wusste, dass Steven Spielberg einen Film daraus machen wollte. Als ich hörte, dass er diese Idee aufgeben wollte, habe ich sofort mit der Arbeit daran begonnen. Spielberg hätte den Film sicherlich auf Englisch gedreht, aber meiner Ansicht nach liegt die Wahrheit dieser Geschichte auch in der richtigen Sprache. Und die war und ist Italienisch. Da ist Italien, unsere Bräuche, die Geschichte des Landes, Bologna, Rom, kurz gesagt, ein kulturelles Territorium, in dem wir uns – so gut es geht – orientieren.

INW: Bevor ich Edgardos Schicksal gelesen habe, hätte ich nicht geglaubt, dass so etwas passieren könnte.

MB: Als Sechsjähriger hatte ich auch schon eine streng katholische Erziehung hinter mir. Und lange Zeit auch noch vor mir. Aber anders als Edgardo war der Katholizismus bei mir keine Überlebensstrategie, die sie für ihn wohl sein musste. Aber trotzdem habe ich meine menschliche Erfahrung, meine kindlichen Erinnerungen im Film rekonstruiert. Darüber hinaus war es mir wichtig, das Leben

der Familie Mortara und ihre Verwurzelung im Judentum zu erzählen. Wir haben daher Wissenschaftler und Experten konsultiert, um jüdische Rituale, Gebete, Gewohnheiten und Bräuche darzustellen. Wir haben es so gut wie möglich in den Film übertragen, weil ich das als Verpflichtung sah. Für das künstlerische Ergebnis und für die Zuschauer aller Religionen.

INW: In ihrem Film sind religiöse Symbole fast ständig präsent. Welche Bedeutung haben sie für Sie und für die Geschichte, die der Film erzählt?

MB: Sie sind vor allem für den Film sehr wichtig. Die Symbole, wie zum Beispiel die Mesusa, dienen dazu, Identitäten herauszuarbeiten. Sie sollen auch die Beziehung der Mortara-Familie zum Judentum unterstreichen. In einem Film sind solche Symbole kein Möbel- oder Dekorationsstücke, sondern wichtige Teile der Erzählung. In meinem Film ist die Mesusa, die sich am Rahmen der Tür des Mortara-Hauses befindet, mehrmals zu sehen. Weil sie Edgardo sie auch dann bei sich behält, als er Diakon wird. Als Zeichen, dass ihm immer bewusst ist, woher er kommt.

INW: In einem von Edgardos Träumen erscheint ihm ein Kreuzifix. Was wollten Sie damit erzählen?

MB: Diesen Traum hat er nach einer persönlichen Krise. Nachdem er zum ersten Mal seit seiner Entführung kurz seinen Vater und seine Mutter treffen darf. Der kleine Bub bricht in Tränen aus, weil er seine Mutter wiedersehen darf und damit auch wieder einen Einblick in seine früher Welt erhält. Als er seiner Mutter gewaltsam entrissen und wieder ins Bett gebracht wird, kommt es zu diesem Traum, in dem er seine Herkunft mit der ihm aufgezwungenen Religion in Einklang bringen will. Dann entfernt er die Nägel vom Kreuz und



befreit damit Jesus: Für ihn ist es so, als würde er sich und sein Volk von der Geschichte vom Gottesmordvorwurf befreien, die ihm unmittelbar nach seiner Entführung erzählt wurde. Es ist ein Traum, eine Szene der Versöhnung, in der Edgardo den Wunsch zum Ausdruck bringt, Frieden zu finden und seine Eltern wiederzusehen.

INW: Sie stellen Papst Pius IX. als einen rücksichtslosen Machthaber dar. Entspricht das den Tatsachen oder ist diese Darstellung Teil Ihrer Religionskritik?

MB: Edgardos Entführung wurde damals sowohl in den Vereinigten Staaten als auch in England sehr kritisch kommentiert. Die Zeitungen veröffentlichten sogar böse Karikaturen von Pius IX. Eine davon zeigt die Halluzination des Papstes, er sei von Juden beschnitten worden, die in den Vatikan eingedrungen waren.

INW: Wie würden Sie diesen Traum deuten?

MB: Man muss nicht Sigmund Freud sein, um diesen Traum zu deuten. In ihm brechen

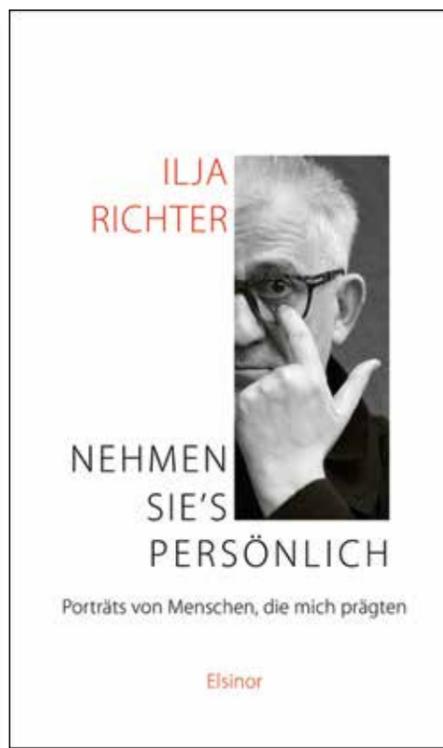
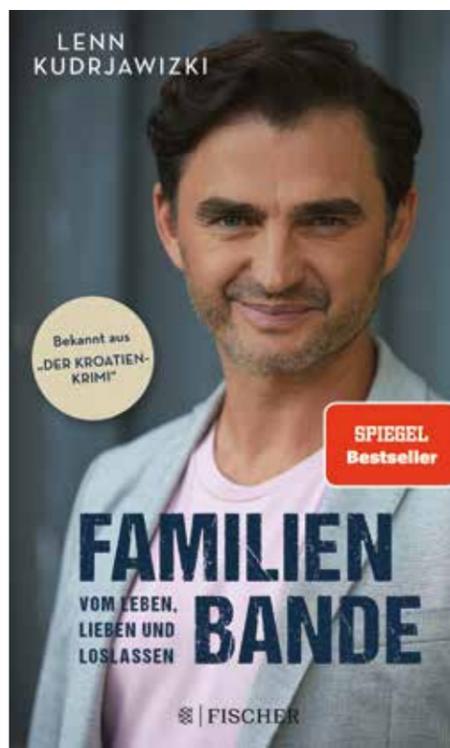
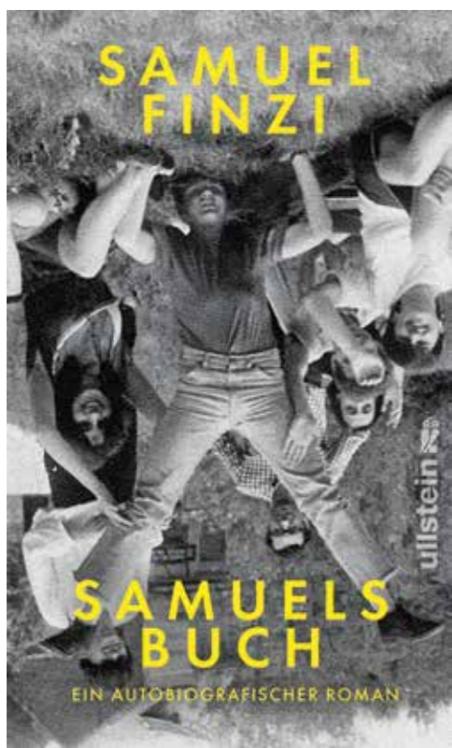
jahrhundertelange Klischees und Vorurteile über das Judentum hervor, von denen auch päpstliche Fantasien indoktriniert sein können. Aber mir ging es – so wie auch den Eltern Edgardos – nicht darum, Geschichte zu schreiben, sondern darum, die Ungerechtigkeit einer Kindesentführung aufzuzeigen. Die Geschichte von Edgardo Mortara stellte immer eine sehr tiefe Wunde in der jüdischen Geschichte dar, wie auch die anderen Fälle von Zwangs- und Geheimtaufen. Wir wollten zeigen, dass diese gewaltsame Entführung einer religiösen Logik folgte: Wenn ein Kind Christ ist, weil es getauft wurde, muss es auch für das weitere Leben christianisiert werden. Auch wenn dies Gewalt erfordert. Wir wissen nicht, warum Edgardo zu seinen Lebzeiten nicht rebellierte, daher wollte ich in meinem Film dazu keinen Kommentar abgeben. Vielleicht hat er so gehandelt, um zu überleben. Womit auch er einer inneren Logik gefolgt ist. Einer, der wahrscheinlich auch ich folgen würde. □

LESENSWERTE LEKTÜRE

SAMUEL FINZI – LENN KUDRJAWIZKI – ILJA RICHTER

Schon Heinrich Heine (1797-1856) stellte fest: „Von allen Welten, die der Mensch erschaffen hat, ist die der Bücher die Gewaltigste.“

ELLEN PRESSER



Samuel Finzi: *Samuels Buch*. Ein autobiografischer Roman, Ullstein Verlag, Berlin 2023, 224 Seiten, 23,70 Euro.

Lenn Kudrjawizki: *Familienbande*. Vom Leben, Lieben und Loslassen, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main, 2023, 272 Seiten, 18,50 Euro.

Ilja Richter: *Nehmen Sie's persönlich*. Porträts von Menschen, die mich prägten, Elsinor Verlag, Coesfeld 2022, 176 Seiten, 19,60 Euro.

Es geht um drei Bücher, die vieles gemeinsam haben und gleichzeitig nicht unterschiedlicher sein könnten.

Es sind die Bücher von drei jüdischen Männern, deren Arbeitsschwerpunkt zunächst nicht an einem Schreibtisch zu verorten ist, sondern auf der Bühne, vor der Kamera, im Rampenlicht der öffentlichen Wahrnehmung. Sie sind – jeder auf seine eigene Weise – fähig, überzeugend in andere Identitäten zu schlüpfen. Man stellt sich die Frage, ob ihr Spiel, ihre Wandlungsfähigkeit, ihre Offenheit, ihre Neugier sich in anderen Genres zu versuchen und damit Erfolg zu haben, etwas mit ihren Biografien zu tun hat. Das Resultat vorweg: ja.

Die Erfahrung von Ausgrenzung, das Wissen um familiengeschichtliche Verfolgung, das Bemühen, besser als andere sein zu müssen, um sich durchzusetzen, schärft nicht nur die Sinne, sondern zwingt einen zu anderem, mitfühlenden, oft nonkonformistischem Handeln.

Hier geht es um Bücher von Samuel Finzi, Lenn Kudrjawizki und Ilja Richter, die man als den Klugen, den Traurigen und den Komischen apostrophieren könnte, wobei die alphabetische Auflistung der Drei keinen Rückschluss auf die Zuordnung des jeweiligen Charakterzugs bedeutet. Denn jede Zuordnung trifft jeden von ihnen. Alle drei stammen aus jüdischen Familien; das heißt, jeder trägt – und ob sie das wollten, hat das Schick-

sal nicht interessiert – sein Päckchen. Jeder ist sich seiner Herkunft bewusst, auch wenn keiner religiös lebt. Alle drei sind mehrfach begabt, ob als Schriftsteller, Musiker, Entertainer. Sie verkörpern Rollen, die ihnen Drehbücher vorgeben, höchst überzeugend, dabei wären ihre eigenen Erfahrungen nicht weniger Bühnendrama- und filmreif.

Samuel Finzis Buch trägt den schönen Titel *Samuels Buch*. Die Assoziation zu den so genannten apokryphen Schriften – wie Ruth, Ester, Daniel und natürlich Samuel I und II – darf einem schon in den Sinn kommen. Finzi nennt dieses Erinnerungsbuch „einen autobiografischen Roman“, weil er die Dialoge mit seinen Großeltern und Eltern, mit

den Lehrern, Schulkameraden und vor allem auch die politischen Verwerfungen in seinem Geburtsland Bulgarien nicht wie eine Tonbandaufnahme abspult, sondern Akzente setzt, dramaturgisch Episoden vorzieht und andere zurückstellt. Er weiß, wie man den Lebensanfang eines Jungen beschreibt, der im Geburtsort der Mutter, Plovdiv, geboren und in Sofia aufgewachsen ist und den Vornamen Samuel bekam. Die Begründung des Vaters: „Falls in Bulgarien wieder antisemitische Zeiten anbrechen sollten, könntest du einfach deinen Namen von Samuel mit e in Samuil mit i umändern“. Dem Jungen gefiel das ganz und gar nicht, weil er nicht an den grausamen bulga-

rischen Zaren Samuil erinnert werden wollte; besser gefiel ihm die hebräische Bedeutung von Schmuël: „Er hat deine Gebete erhört“.

Talente waren ihm in die Wiege gelegt: die Mutter Gina Tabakova ist Pianistin, der Vater, Itzhak Finzi, im April 90 Jahre geworden, ist in Bulgarien bis heute als Schauspieler, Musiker (virtuos nicht nur auf der Geige) und Entertainer bekannt. Er hat Finzi jr. (Jahrgang 1966 und selbst Vater von zwei Kindern) in zweiter Ehe eine gerade mal schulreife Halbschwester geschenkt.

Lebenslust und Lebensfreude hat sich die Familie weder in der Zarenzeit, noch unter faschistischer Bedrohung nehmen lassen. „Die massiven Berufsverbote und Enteignungen der kommunistischen Machthabe schränkten das jüdische Leben dramatisch ein“ und zwar so, dass die jeweils sechs Geschwister der Großeltern mütterlicherseits mit Kind und Kegel nach Israel und von dort aus in die weite Welt auswanderten.

Über diese weit verzweigte Mischpoke, die Finzi mit wenigen Worten individuell skizziert, amüsiert man sich, seine Erfahrung mit heimischem Antisemitismus, vor allem im Militärdienst, lässt einen mit ihm zürnen. Sein Buch endet mit dem 17. Dezember 1989 und seiner Ankunft am Flughafen Berlin-Schönefeld. Es verlangt Fortsetzung. Denn es ist doch noch so viel mehr passiert, um über Paris nach

Berlin zu gelangen und zu einem der wichtigsten Theaterdarsteller vom Hamburg bis Wien und einem Filmschauspieler, der von der deutschen Komödie (*Kokowäh* mit Till Schweiger) bis zu internationalen Produktionen wie der Neuverfilmung der Zweigschen *Schachnovelle* mit Oliver Masucci und kürzlich *Seneca*, neben John Malkovich und Geraldine Chaplin, alles bravurös beherrscht.

Der Aphorismus „Das Wort Familienbande hat einen Beigeschmack von Wahrheit“ wäre Lenn Kudrjawizki nie im Karl Kraus'schen Sinn eingefallen. Seine Geschichte mit dem Titel Familienbande. Vom Leben, Lieben und Loslassen beinhaltet nicht nur eine harmo-

nisch klingende Alliteration, sondern (s) eine Lebenseinstellung. 1975 in Leningrad geboren, kam er im Säuglingsalter mit seinen Eltern nach Ostberlin. Den Vornamen Lenn verdankte er dem assoziativen Gedanken seines Vaters, Lenin und Leonid zu vereinen. Ausführlich schildert er den Hintergrund der familiären Wurzeln bis in die urgroßelterliche Vergangenheit.

Die musikalische Förderung spielte von Anfang an eine große Rolle, die Geige – später auch die Stimme – wurde sein Instrument. Der Besuch eines musischen Gymnasiums und ein Violinen-Studium verschafften ihm das Können, heute auch als Musiker etabliert zu sein. Sein erstes Soloalbum Lenn-Popart

Man stellt sich die Frage, ob ihr Spiel, ihre Wandlungsfähigkeit, ihre Offenheit, ihre Neugier sich in anderen Genres zu versuchen und damit Erfolg zu haben, etwas mit ihren Biografien zu tun hat.

Der breiten Öffentlichkeit ist Lenn Kudrjawizki freilich als Filmschauspieler bekannt. Legendär sind seine Auftritte in Krimireihen wie *Tatort*, *Ein starkes Team*, *Marie Brand* oder im *Kroatien-Krimi* – seit 2016 in Folge.

stammt aus dem Jahr 2005. Konzerte mit der *Staatsoperette Dresden* und dem Leipziger *Gewandhausorchester* stehen für das Level seiner Professionalität.

Der breiten Öffentlichkeit ist Lenn Kudrjawizki freilich als Filmschauspieler bekannt. Legendar sind seine Auftritte in Krimireihen wie *Tatort*, *Ein starkes Team*, *Marie Brand* oder im *Kroatien-Krimi* – seit 2016 in Folge. Dokumentiert ist seine schauspielerische Bandbreite, aber auch in dem Oscar-prämierten Spielfilm *Die Fälscher* (2007), in *Jack Ryan*, neben Kevin Costner, in *Babylon Berlin* und in der Netflix-Serie *Unorthodox*. Und Musik bedeutet ihm – gerne mit seiner Frau, der Geigerin Nina Kudrjawizki, in der Neo-Folk-Band *Fiddlaffairs* – unendlich viel.

Kudrjawizki engagierte sich mit seiner Aktion *Antritt mit Herz* 2022 für Erdbebenopfer auf dem Balkan. Lebenskrisen, der Verlust nahestehender Menschen hinterlassen Spuren und inspirieren im besten Fall, sich zu verhalten

wie „a mentsch“. Übrigens, die Söhne – Elias Finzi und Lior Kudrjawizki – sammeln inzwischen selbst Filmerfahrung. Man sollte das im Auge behalten.

Der dritte im Bunde, den es hier zu würdigen gilt, heißt Ilja Richter. Was „mentschsein“ bedeutet, das hatte ihm schon sein Vater vorgelebt. Georg Richter war als Kommunist unter den Nazis ins Zuchthaus und KZ gekommen. Er gründete mit der Jüdin Eva Brasch 1945 eine Familie. Das dritte von vier Kindern wird der im Ostberliner Bezirk Karlhorst 1952 geborene Sohn Ilja, benannt nach Ilja Ehrenburg, sein.

Ilja Richter startete 1969 als Deutschlands jüngster TV-Moderator und wurde mit der Musiksendung *Disco* (1971-1982) zum Jugendgesicht des ZDF. Inzwischen kann er auf eine lange Karriere als Schauspieler (mit Mut zum Klamauk) aber auch als veritabler Bühnenregisseur und als Synchronsprecher so bedeutender Werke wie *Waltz with Bashir*

und *Life of Pi. Schiffbruch mit Tiger* aufwarten. Hier wichtig zu erwähnen ist auch, dass er schreibt, weil man sich den versierten Hörspiel- und Hörbuchsprecher gerne auch als Rezitator seiner eigenen Bücher wünschte.

Dieses Gefühl drängte sich schon 1989 auf, als Ilja Richter gemeinsam mit seiner Mutter Eva für die *Bibliothek der deutschen Werte* das Büchlein *Der Deutsche Jude* veröffentlichte. Und das wünscht man sich auch für sein jüngstes Werk: *Nehmen Sie's persönlich. Porträts von Menschen, die mich prägten*. Es handelt sich dabei u.a. um Adriana Altaras über Manfred Krug bis zu Georg Kreisler und Edward Said.

Bei Richter bekommt man immer alle Höhen und Tiefen, ungeschminkt, kaum gefiltert, wie in einem inneren Monolog zu Papier gebracht, zu lesen. Und deshalb wohl wirklich am besten zu genießen, wenn er ihn selbst vorträgt. Mit allen Atempausen, Betonungen, Seitenhieben, Liebesbekundungen. Polemisch, parteiisch, subjektiv, was gleichbedeutend mit

leidenschaftlich ist und manchmal wohl auch ungerecht sein mag.

Manchmal weiß man nicht, ob sich alles genau so zugetragen hat, wie es die ablehnenden Schreiben der Verlage *Hanser*, *Kiepenheuer & Witsch* und *Suhrkamp* im Entree des Buches suggerieren. Man ist versucht, ihn anrufen und zu fragen, ob sich alles so zugetragen hat.

Glaubhaft ist es allemal, wenn man bedenkt bei wie vielen Verlags-Flagschiffen die großartige Ruth Klüger mit ihren Memoiren *weiterleben. Eine Jugend* abblitzte, bevor der damals vergleichsweise unbekannt *Wallstein Verlag* in Göttingen sie 1992 veröffentlichte.

Wie heißt es doch so treffend im Vorspann zum jüngsten Buch von Michel Bergmann, *Mameleben* oder *das gestohlene Glück*: „Alles in diesem Buch ist wahr – und was nicht ganz wahr ist, stimmt trotzdem.“

Dieser kluge Satz trifft auch auf Ilja Richters jüngste Abrechnung zu. □

FRITZ BAUER (16. JULI 1903-1. JULI 1968): JURIST, DEMOKRAT, NAZI-JÄGER

NORA NIEMANN

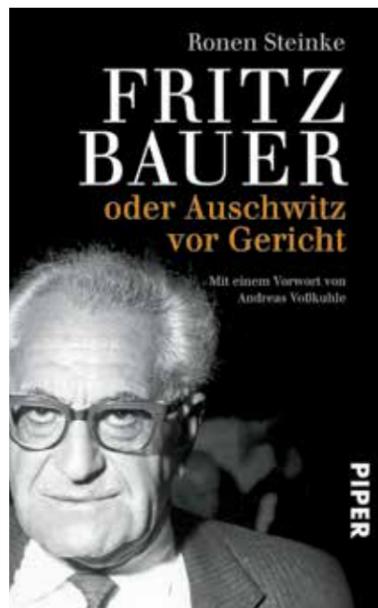
Es gibt ein *Fritz Bauer Institut zur Geschichte und Wirkung des Holocaust* in Frankfurt am Main, Fritz-Bauer-Straßen in Altdorf bei Nürnberg, Bonn, München, Stuttgart, Tübingen und kürzlich in Darmstadt sowie eine *Fritz Bauer Gesamtschule* in St. Augustin/Nordrhein-Westfalen.

An Filmen ist erwähnenswert: David Wittenberg: *Die Würde eines jeden Menschen. Erinnerung an Fritz Bauer* (1995), Ilona Ziok: *Fritz Bauer – Tod auf Raten* (2010), *Im Labyrinth des Schweigens*, Spielfilm von Giulio Ricciarelli mit Gert Voss in der Rolle als Fritz Bauer (2014), *Der Staat gegen Fritz Bauer* (in Österreich betitelt: *Die Heimatlosen*), Spielfilm von Lars Kraume mit Burghart Klaußner (Fritz Bauer) (2015) und der Dokumentarfilm *Fritz Bauers Erbe – Gerechtigkeit verjährt nicht* (2023).

Kurz vor Weihnachten 2022 berichteten die Medien in Deutschland über die Verurteilung einer 97-jährigen Frau. Irmgard F. wurde für schuldig befunden, im Konzentrationslager Stutthof bei Danzig, wo sie von 1943 an als Sekretärin des Lagerleiters arbeitete, damit Beihilfe zum Mord an 10.500 Menschen geleistet zu haben. Das Urteil lautete zwei Jahre Haft auf Bewährung.

Warum dauerte es über 70 Jahre, bis es die deutsche Justiz schaffte, die Mithelfer des organisierten Massenmords für ihre Taten zur Rechenschaft zu ziehen? Eine klare und auch für Nichtjuristen verständliche Antwort liefert der Dokumentarfilm von 2023, der zwei vorherige Prozesse zu den Verbrechen im KZ Stutthof begleitete. Das Regie-Team Sabine Lamby, Cornelia Partmann und Isabel Gathof interviewte Historiker, Überlebende und Juristen.

Eine neue juristische Würdigung wurde – man kann's kaum glauben – möglich durch die veränderte Betrachtungsweise von Kapitalverbrechen nach dem Anschlag vom 11. September 2001 in New York und der Verstrickung in Hamburg ansässig gewesener in die Selbstmordanschläge verstrickter Terroristen. Mit Spannung wird die noch für dieses Jahr avisierte DVD dieses Dokumentarfilms er-



Ronen Steinke: *Fritz Bauer oder Auschwitz vor Gericht*, Piper Verlag. München 2014 (7. Auflage 2022), 349 Seiten, 14,40 Euro.

wartet. Sie wäre eine Bereicherung für den schulischen Geschichtsunterricht wie auch für die politische Bildungsarbeit im gesamten deutschsprachigen Raum, gerade wenn es um eine zeitgemäße Auseinandersetzung mit den NS-Verbrechen geht. Für die einen liegen sie schon ewige 80 Jahre zurück und für die anderen bloß ein Wimpernschlag, weil sie keinesfalls Gras wachsen lassen wollen über das größte Menschheitsverbrechen.

Der Umgang mit solchen Ereignissen könnte allen demokratisch gesinnten Menschen als Blaupause dienen, ob es um Völkermord in Argentinien und Chile, auf dem Balkan, im Jemen, in Kurdistan, Ruanda, Syrien oder der Ukraine geht. Aufklärung und ordnungsgemäße Gerichtsverfahren wären geboten. Doch bis es soweit ist, könnte man inzwischen zu dem Buch *Fritz Bauer oder Auschwitz vor Gericht* von Ronen Steinke, Jurist und Redakteur der *Süddeutschen Zeitung* greifen.

Warum sich das gerade dieser Tage schicken würde? Weil Fritz Bauer, aus gutbürgerlichem jüdischen Elternhaus in Stuttgart stammend, am 16. Juli 1903 geboren wurde und erst seit Kurzem – vor seinem 120. Geburtstag – die verdiente Anerkennung bekommt, die ihm an mancher Stelle seines Lebens verwehrt wurde.

1928 mit 25 Jahren zum jüngsten Amtsrichter in der *Weimarer Republik* berufen, gehörte Fritz Bauer auch zu den ersten, die erfahren, was KZ-Haft bedeutete. Bereits am 23. März 1933 festgenommen, verbrachte er mehrere Monate in den berüchtigten Lagern Heuberg und Oberer Kuhberg in Baden-Württemberg. 1936 emigrierte er nach Dänemark; als die Deportation dänischer Juden nach Theresienstadt begann, gelang ihm die Flucht weiter nach Schweden.

1949 kehrte Bauer nach Deutschland zurück, zunächst nach Braunschweig und 1956 wurde er als hessischer Generalstaatsanwalt

nach Frankfurt berufen. Eine Tätigkeit, die er bis zu seinem Tod 1968 ausübte und angefeindet, weil er sich die Aufklärung von NS-Verbrechen zur Aufgabe machte. Heute weiß man, das er maßgeblich zur Ergreifung Adolf Eichmanns beitrug

Fritz Bauer setzte den großen *Auschwitz-Prozess* in Frankfurt 1963-1965 – gegen alle Widerstände – durch.

Die Biografie von Ronen Steinke, die der Schriftsteller Daniel Kehlmann zu Recht „grandios“ nennt, liest sich spannend wie ein Kriminalroman, um Sachlichkeit bemüht, wie sie ein so eigenwilliger, gerechtigkeitsverbundener, unbequemer, durch Gerüchte aller Art isolierter Geist nur verdient. Dass Andreas Voßkuhle, von 2008 bis 2020 Richter des Bundesverfassungsgerichts, zunächst als Vizepräsident und ab 2010 als Präsident des Gerichts und Vorsitzender des *Zweiten Senats* in Deutschland, ein Vorwort schrieb, zeigt dessen Wertschätzung für den Autor wie auch für den Porträtierten. □

WOHLMUTH®

Gerhard Wohlmuth und Familie
Südsteirisches Weingut
8441 Fresing 24 – Kitzeck
Tel. 03456 2303, Fax 03456 2121
www.wohlmuth.at, wein@wohlmuth.at

Buch Ecke

Die Erinnerungen von Lena Rothstein

Die Wiener Schauspielerin und Sängerin Lena Rothstein blickt in ihrem Buch *Angekommen – eine Heimkehr* auf ein bewegtes – privat wie politisch – turbulentes Leben zurück.

Ihre Eltern Elfriede und Georg Schwarz lernten sich im englischen Exil bei einer Veranstaltung des *Young Austria* kennen. Lena Rothstein wurde 1943



Lena Rothstein: *Angekommen – eine Heimkehr*. Biografisches von Lena Rothstein. Mit einem Vorwort von Renata Schmidtkunz, New Academic Press, Wien 2023, 250 S., 28 Euro.

im schottischen Glasgow geboren; ihre ersten Lebensjahre erlebte sie in London und auf dem Land, wohin die Kinder während der Bombardierungen evakuiert wurden.

Die Familie kehrte 1946 nach Wien zurück. Da ihre Mutter vom Kommunismus nichts wissen wollte, ihr Vater ihm hingegen loyal gegenüber blieb, kam es zur Scheidung. Elfriede Schwarz, geborene Kolm (früher Kohn) arbeitete als Sekretärin für die jüdische Hilfsorganisation HIAS und später für mehrere andere Firmen.

Obwohl ihre Mutter in einer nichtreligiösen Familie aufgewachsen war, gab sie ihrer Tochter eine jüdisch-religiöse Erziehung mit auf den Lebensweg.

So beschreibt Lena Rothstein ihre guten Erinnerungen an den Stadttempel und an ein Kinderheim der Kultusgemeinde, in dem Irene Bartz, die Mutter des Musikers und Kulturmanagers Edek Bartz, die Kinder betreute.

Ab 1962 war sie fünf Jahre lang mit dem Maler, Clown-Artisten und Puppenspieler Arminio Rothstein verheiratet, mit dem sie das *Arlequin Theater* gründete.

Als Schauspielerin spielte Lena Rothstein im *Theater der Courage*, im *Theater am Börseplatz* und im Film *Holocaust* mit. Als Sängerin sang sie jiddische, französische und deutsche Lieder und Chansons und auch Eigenkompositionen.

1990 gründete sie das Ensemble S:P:H:A:R:A:D:I:M, für das sie mit ihrer Freundin, der Historikerin Martha Keil, in Amsterdam recherchierte. Rothstein beschreibt ausführlich eine Tournee mit dem Ensemble 1992/93 nach Israel, ihre Erfahrungen in Deutschland, in der Sowjetunion und in Tunesien. Doch vor allem schildert sie ihre Erfahrungen, die sie zwischen 1985 und 1986 bei ihrem Meditationslehrer Norman Rosenberg in den USA machte.

Sie hat für ihr Buch auch aus ihrem Kindertagebuch, aus Gedichten und aus Briefen über das Schicksal ihrer Großeltern in Belgien zitiert.

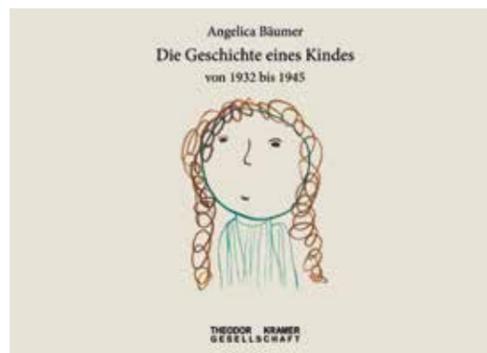
Lena Rothstein hat beeindruckend offene und vielstimmige Erinnerungen vorgelegt und ein Buch geschrieben, das ein wichtiges Zeugnis für die Wiener jüdische Kultur ist. □

Evelyn Adunka

Schicksalsjahre eines Kindes

Angelica lebt mit liebevollen Eltern, die beide Künstler sind, in einem großen Haus mit märchenhaftem Garten. In dieser Idylle wächst das kleine Mädchen auf. Bis überfallsartig eine dunkle Zeit anbricht. Das Hakenkreuz unterwirft Österreich. Angelicas Familie ist schon aus Deutschland weggegangen, doch der Gefahr ist sie nicht entronnen. Die Mutter ist Jüdin. Die Kunst, die der Vater liebt, ist für die Nationalsozialisten „entartet“. Aus der großen Wohnung am Mönchsberg wird ein einziger Raum, aus der gesicherten Finanzlage bittere Not und schließlich Lebensgefahr.

Ein Dorfpfarrer hat angeboten, die Kinder aufzunehmen, und in einer kalten Sommernacht flieht die Familie in das Dorf zu dem Pfarrer. Die Eltern sind als jüdisch und jüdisch versippt nun zu Zwangsarbeit verpflichtet, der Erstgeborenen bleibt die Verantwortung für die zwei kleineren



Angelica Bäumer: *Die Geschichte eines Kindes von 1932 bis 1945*, Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft, Wien 2022, 124 Seiten, 30 Euro.

Geschwister. Angelica muss sehr schnell erwachsen werden, Arbeiten und Schweigen lernen. 1938 hatten die Nationalsozialisten einen furchtbaren Krieg begonnen, 1945 war er zu Ende, die Partei aufgelöst, die unmittelbare Gefahr vorbei. Die Familie gerettet.

Dies ist der Bogen, den das Buch schlägt: von der Sorglosigkeit, der Heiterkeit eines Künstlerlebens, über die Angst, die Verfolgung und Lebensgefahr bis zum Ende des Schreckens. Geblieben aber ist eine lebenslange Angst. Es sind Jahrzehnte vergangen, aber Verfolgung und Ausgrenzung sind bis heute aktuell und immer noch leiden vor allem Kinder und junge Menschen. Diese Geschichte, die hier erzählt wird, ist zeitgebunden und doch zeitlos – Vertreibung und Vernichtung haben nicht aufgehört. Deshalb ist dieses Buch auch heute aktuell und wird es immer sein. □

Jüdische Spuren im Osten Europas

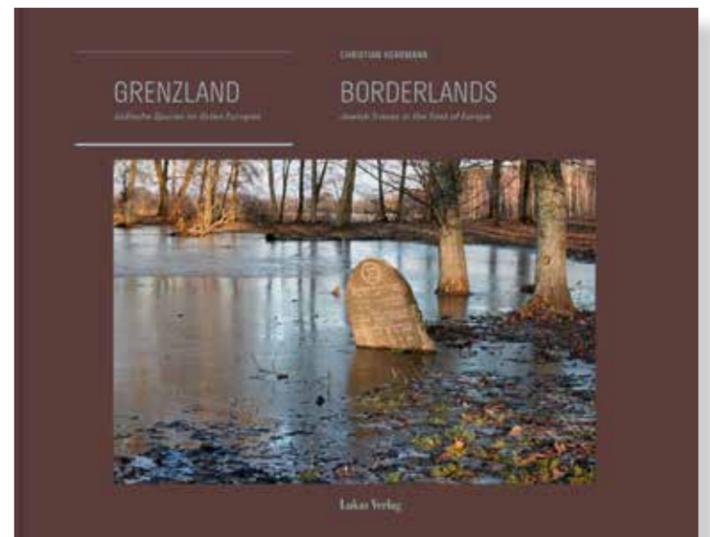
Landschaften wie Galizien, Bessarabien, Podolien oder die Bukowina finden sich heute auf keiner Landkarte mehr. Dort, im Osten Europas, in einem Gürtel zwischen Baltikum und Schwarzem Meer, lebte einst die Mehrheit der europäischen Juden. Während des Zweiten Weltkriegs wurden sie von den deutschen Besatzern und ihren Helfern nahezu vollständig ermordet. Polen, die drei baltischen Länder, Belarus, die Ukraine, Moldawien – die Geschichte Osteuropas ist auch eine lange Geschichte nach Unabhängigkeit strebender Völker und fortgesetzter Versuche von Imperien, sie sich untertan zu machen. Der Angriffskrieg Russlands gegen die Ukraine hat das schmerzhaft in Erinnerung gerufen.

Diese Region sich überschneidender imperialer Interessen war jahrhundertlang das Kerngebiet des europäischen Judentums. Immer wieder Verfolgungen ausgesetzt, hat hier jüdisches Leben einen prägenden Beitrag zur Entwicklung nicht nur der östlichen Hälfte des Kontinents geleistet, ehe es mit dem deutschen Überfall im Zweiten Weltkrieg fast vollständig vernichtet wurde. Doch seine Spuren sind noch immer zu finden, und seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion kann auch wieder offen über sie gesprochen werden.

Der Kölner Fotograf und Blogger Christian Herrmann ist solchen Spuren in zahlreichen Reisen nachgegangen. Was er vorgefunden hat, sind zahllose verwilderte Friedhöfe, zerstörte oder zweckentfremdete Synagogen, Spuren von Haussegnen an den Türrahmen – aber auch Anzeichen dafür, dass das jüdische Erbe allmählich seinen Platz in den neuen nationalen Narrativen findet.

Sein nunmehr zweites im Lukas Verlag veröffentlichtes Buch (2018 erschien *In schwindendem Licht | In Fading Light*) ist nicht nur im Format größer und umfangreicher, sondern auch noch opulenter ausgestattet und hochwertiger gedruckt. Ende 2020 erhielt Christian Herrmann für sein Engagement das Verdienstkreuz am Bande der Bundesrepublik Deutschland. □

Christian Herrmann: *Grenzland | Borderlands. Jüdische Spuren im Osten Europas | Jewish Traces in the East of Europe*, 2022, 220 Seiten, 40 Euro.





Stephan Grigat (Hrsg.): Kritik des Antisemitismus in der Gegenwart. Erscheinungsformen – Theorien – Bekämpfung, Nomos Verlag, Baden-Baden 2023, 284 Seiten, 64 Euro (Kostenloser Download online).

Antisemitismen der Gegenwart

Der Band *Kritik des Antisemitismus in der Gegenwart* vereint Beiträge, die für das *Centrum für Antisemitismus- und Rassismusstudien* (CARS), das von Stephan Grigat geleitet wird, entstanden sind.

In seinem sehr ausführlichen Text differenziert Stephan Grigat zwischen Antisemitismus und Rassismus. Sosehr sie auch zusammen-

hängen und miteinander korrespondieren: im Rassismus findet die Abgrenzung gegen die „Minderwertigen“ ihren Ausdruck, indes der Antisemitismus sich gegen die sogenannten „Überwertigen“ richtet.

Eine Kritik des Antisemitismus im Sinne der *Kritischen Theorie* beschäftigt sich mit den Subjekten des Antisemitismus und mit den Motiven der Judenhasser. Adornos neuer kategorischer Imperativ nach dem Nationalsozialismus bedeutet: „Denken und Handeln so einzurichten, dass Auschwitz sich nicht wiederhole, nichts Ähnliches geschehe“. Allerdings sei stets zu konkretisieren, was das in der jeweils aktuellen politischen Konstellation bedeuten würde, so Grigat.

Neben den Antisemitismus der Rechten geht Stefan Grigat auch auf den linken Antisemitismus ein, der vor allem im Antizionismus und israelbezogenem Antisemitismus Ausdruck findet. In diesem Zusammenhang sei die IHRA-Definition von Antisemitismus wichtig, z. B. in Bezug auf die Debatte über den kamerunischen Historiker Achille Mbembe, die im Gegensatz zur *Jerusalem Declaration on Antisemitism* auch israelbezogenen Antisemitismus definiert und somit auch BDS als antisemitisch einstuft.

Grigat verweist auf die aktuelle Gefahr des islamischen Antisemitismus. Der arabische und islamische Antisemitismus ist nicht die Folge des israelisch-palästinensischen Konflikts, sondern ihre Ursache. Die *Muslimbruderschaft* z.B. entstand 1928 nahezu zeitgleich mit dem Faschismus in Europa. Grigat nennt Amin Al-Husseini, der mit den Nazis kollaborierte, den *Islamischen Staat*, der 1979 im Iran entstanden ist, und geht auf die *Hisbollah*, die *Hamas* und den *Islamischen Dschihad* ein.

Ein Kapitel im Buch widmet sich dem Christentum und dem Islam. Darin setzt sich Gerhard Scheit mit dem christlichen und linken Antisemitismus auseinander, der Politikwissenschaftler Matthias Küntzel mit Kennzeichen, Ursprüngen und Folgen des islamischen Antisemitismus und die Soziologin Ulrike Marz mit dem antizionistischen Antisemitismus im Iran.

Im Kapitel *Antizionismus & Postkolonialismus* verweist Marlene Gallner auf die Kritik des Antizionismus von Jean Améry und deren Aktualität. Florian Markl und Alex Feuerherdt gehen auf die antisemitische Israel-Boykottbewegung BDS ein, die vorgibt, sich für Rechte der Palästinenser einzusetzen. Sie beleuchten den Einfluss der Bewegung im akademischen

Bereich und im Kunst- und Kulturbetrieb (z.B. die *documenta fifteen* in Kassel 2022).

Ingo Elbe setzt sich in seinem Beitrag mit Postkolonialismus und Antisemitismus auseinander, ein Diskurs, der sich durch Achille Mbembe zu einer medialen, politischen und akademischen Dauerkontroverse entwickelt hat – z. B. über das Verhältnis von Shoah und Kolonialverbrechen, sowie die Erinnerungskultur an den Holocaust.

Verschörung & Narzissmus vereint Texte von Daniel Burghart zur Kritik des Antisemitismus in der Querdenker-Bewegung, Markus Baum über Verschwörungsnarrative im Kontext von Krisenerfahrungen und Kontrollverlusten und Thorsten Fuchshuber über den Zusammenhang von Antisemitismus und Narzissmus.

Im letzten Kapitel *Bildung & Praxis* geht Elke Raja auf eine Holocaust Education ohne die Thematisierung des Antisemitismus ein und Samuel Salzburn stellt das *Berliner Modell der Antisemitismusbekämpfung* als Beispiel für staatliche Maßnahmen vor.

Ein sehr fundiertes Buch, das viele Phänomene, in denen der gegenwärtige Antisemitismus in Erscheinung tritt, analysiert. □

Petra M. Springer

Erinnerungen

Charlotte Berend-Corinth war Malerin, Lithografin, Buchillustratorin und Autorin. In der *Edition Memoria* ist das Buch *Als ich ein Kind war* mit autobiografischen Texten erschienen. 2021 hat das Saarlandmuseum in Saarbrücken die bildende Künstlerin *Charlotte Berend-Corinth – Wiederentdeckt*. Als eine Wiederentdeckung kann auch die von Katja Behling und Thomas B. Schumann in der *Edition Memoria* herausgegebene Publikation mit Texten aus der Feder der Malerin gesehen werden.

In ihrem Buch *Als ich ein Kind war* erinnert sie an ihr Leben in einer großbürgerlichen Berliner Familie, in die sie 1880 hineingeboren wurde – patriarchal geprägt, streng und wohlbehütet. Sie wollte Malerin werden und sich von der traditionellen Frauenrolle und der bürgerlichen Familie emanzipieren. Ihr Vater stimmte schlussendlich zu und sie



Charlotte Berend-Corinth: Als ich ein Kind war. Autobiographische Texte, Edition Memoria, Hürth bei Köln/Hamburg 2021, 172 Seiten, 22 Euro.

machte die Aufnahmeprüfung zum Studium an der *Königlichen Kunstschule*, was sie mit den Worten: „Diese Woche war die schönste meines sechzehnjährigen Lebens“ festhielt. 1950 verfasste sie diese Erinnerungen. „Ein reich erfülltes Leben mit so vielseitigen Anforderungen hat sich über die zarte Zeit der

Kindheit gelagert. Ich lebe nun in einer anderen Welt. Wie weit kann ich mich an die vergangene noch zurückerinnern? Ich versuchte es. Da öffnete sich mir das große Tor der ferneren Vergangenheit. Lückenlos und lebensvoll erblickte ich die Jahre – als ich ein Kind war.“

Im Beitrag *Mechtilde! Mechtilde!* beschreibt Berend-Corinth die Begegnung zweier Künstlerinnen an der französischen Rivera. Sie porträtiert die Schriftstellerin Mechtilde und es werden viele Gespräche der beiden Frauen festgehalten. Wahrscheinlich beruht dieser Text auf einer wahren Begebenheit, denn Berend-Corinth schuf 1935 als Auftragsarbeit ein Bildnis der deutschen Autorin Mechtilde Lichnowsky.

Der dritte abgedruckte Text *Ein Tag in New York* ist nach 1950 entstanden und wurde im Feuilleton von *Die Neue Zeitung* erstmals abgedruckt. Ausgelöst vom Anblick des weißen Flieders, erinnert sie sich an vergan-

gene Tage in Europa. Am Abend will sie das Abschiedskonzert ihrer Freundin, der deutschen Emigrantin Lotte Lehmann, besuchen.

Bekannt wurde Charlotte Berend-Corinth vor allem als Muse, Modell, Ehefrau, Managerin und Nachlassverwalterin des Malers Lovis Corinth. Sie musste lange Zeit zurückstecken und auf ihre Malerei verzichten, sie zog zwei Kinder groß und pflegte ihren Ehemann. Ihr blieb kaum Zeit, zu malen, auch hinderte Lovis Corinth sie daran, obwohl sie um 1900 schon beachtliche Erfolge feierte. Nach dem Tod ihres Mannes 1925 widmete sie sich dessen künstlerischem Erbe – sie verfasste ein Werkverzeichnis und veröffentlichte mehrere Erinnerungsbücher an Lovis Corinth. 1939 emigrierte sie über Italien und die Schweiz nach Amerika und schloss sich einem Kreis deutscher Exilkünstler:innen an. 1967 starb sie in New York. □

Petra M. Springer

Der jüdische Friedhof in Baden bei Wien

Der Präsident der Jüdischen Gemeinde Baden, Elie Rosen, hat gemeinsam mit den beiden Kunstfotografen Le.Luka und Ouriel Morgensztern den beeindruckenden Bildband *Im Tod liegt die Unendlichkeit* publiziert.

Von den über 60 jüdischen Friedhöfen in Österreich werden nur noch sechs mehr oder weniger regelmäßig belegt. Einer von ihnen ist der jüdische Friedhof der Kurstadt Baden. Er ist der größte jüdische Friedhof außerhalb Wiens. In den 150 Jahren seines Bestehens fanden mehr als 2.000 Verstorbene – Mitglieder der örtlichen Gemeinde aber auch Kurgäste – auf ihm ihre letzte Ruhestätte. Die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Baden ist eng mit der Entwicklung der Stadt zum Kurort verflochten.

Bereits vor der Ansiedelung von Juden und der Gründung einer jüdischen Gemeinde, kamen jüdische Kurgäste aus allen Teilen der Donaumonarchie nach Baden. So ist schon seit 1758 der Aufenthalt eines „Judenschächters“ geregelt. Doch die freie Ansiedelung wurde den Juden in Niederösterreich auch mit den Toleranzpatenten von 1781 durch Joseph II. nicht gestattet.

Erst nach der endgültigen, rechtlichen Gleichstellung durch das Staatsgrundgesetz

von 1867 etablierten sich in Baden erste jüdische Vereinigungen. Gegründet wurden ein Krankenunterstützungsverein und 1871 ein Kulturverein. Im selben Jahr wurde das erste, öffentliche jüdische Bethaus in Anwesenheit des Wiener Kantors Salomon Sulzer eröffnet. Auch die jüdischen Kurgäste nahmen während ihres oft mehrmonatigen Kur- bzw. Sommeraufenthaltes aktiv am religiösen und kulturellen Leben der jüdischen Gemeinde teil.

Seit 1873 gibt es in der Halsriegelstraße den jüdischen Friedhof, der ein Abbild dieses blühenden jüdischen Lebens der Kurstadt bis 1938 ist.

Elie Rosen dokumentiert aber nicht nur die Geschichte des jüdischen Friedhofes und der jüdischen Gemeinde von Baden. Er setzt sich profund und umfassend mit der Thematik Sterben, Beerdigen und Trauer im Judentum auseinander. Wie er schreibt, kennt die jüdische Religion für keine andere Ausnahmesituation des menschlichen Lebens „eine so reiche Tradition und Kultur von Ritualen und Handlungsvorgaben wie für die Trauer.“ Damit wird auch der Versuch unternommen, den Trauernden, „eine Antwort auf die Gefühle des Verlustes und der damit einhergehenden Ängste zu geben.“ (S. 20)

Jeweils ein Kapitel befasst sich mit dem Ableben, der Beisetzung, den Trauerperioden und der Steinsetzung. Die religiösen Gebote, Gebräuche und Rituale werden – auch in ihrem historischen Kontext – erläutert, und zahlreiche Illustrationen tragen zum besseren Verständnis bei.

Es folgen allgemeine Anmerkungen zu jüdischen Friedhöfen, Grabstellen, Grabdenk-

mälern und Inschriften. Für das Verständnis der Grabsteine besonders hilfreich ist die detaillierte Erläuterung der verschiedenen hebräischen Grabinschriften sowie der Verzierungen und Symbole, die anhand von Fotos erklärt werden.

Zwischen den einzelnen Kapiteln befinden sich Gedichte und Texte jüdischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die sich mit der Thematik auseinandersetzen sowie Gebete.

Die intensive Befassung der beiden Fotografen mit der Architektur und Gestaltung des Friedhofes kommt in den außergewöhnlichen Schwarz-Weiß Aufnahmen hervorragend zur Geltung.

Die im ausführlichen Bildteil dokumentierten 150 Grabsteine und die dazugehörigen Biografien erinnern nicht nur an die Verstorbenen, sondern erzählen auch vom reichhaltigen Leben der jüdischen Gemeinde in Baden, das damit vor dem Vergessen bewahrt wird.

Komplettiert wird der Bildband durch einen herausnehmbaren Lageplan, mit einem alphabetischen Verzeichnis der Bestatteten und einer Auflistung nach den zugehörigen Grabnummern. □

Dagmar Pfeifer



Elie Rosen: Im Tod liegt die Unendlichkeit. Der jüdische Friedhof von Baden bei Wien. Vom Tod und Sterben im Judentum, Amalthea Verlag Wien 2023, 528 Seiten, 79,- Euro.

ZWEI RIPPEN

LEO PERUTZ UND SEIN FRONTHUND

Eines der erschreckendsten und zugleich rührendsten Nebenereignisse der europäischen Kriegsgeschichte führte uns ins Umland von Stryj, der südlich von Lemberg gelegenen Industrie- und Handelsstadt des ab 1772 zu Österreich gehörenden Kronlandes Galizien. Die Ukraine-Touristen des 21. Jahrhunderts lassen in der Regel die heute 70.000 Einwohner zählende Bezirkshauptstadt am Fuße der Karpaten links liegen, und steigen in dem am linken Ufer des gleichnamigen Flusses gelegenen Stryj nicht aus dem Zug. Zu Unrecht: Es würde sich durchaus lohnen, hier die Fahrt – übrigens an der alten Hauptstrecke Lemberg-Mukatschew-Budapest! – zu unterbrechen und die malerische Altstadt rund um den ausufernden Marktplatz mit seinen bürgerstolzen k. u. k. Bauten auf sich wirken zu lassen.

Ja, für eine der vielen Besonderheiten von Stryj brauchte der Ankömmling nicht einmal den Bahnhof zu verlassen: Es ist jener einst in der Region weitverbreitete Typ von Billigunterkunft, der sich – unter dem schlichten Namen „Bahnhofszimmer“ – hier in einem letzten Exemplar erhalten hat.

Die Geschichte, die ich erzählen will, hat einen Nicht-Ukrainer zum Hauptakteur; es ist der 1882 in Prag geborene und 1957 in Bad Ischl verstorbene Mathematiker und Schriftsteller Leo Perutz. Liebhaber historischer, aber auch zeitgenössischer Romane der Spitzenklasse kennen vor allem sein Standardwerk *Nachts unter der steinernen Brücke*. Die Stadt Wien erinnert an ihn mit dem seit einigen Jahren verliehenen *Leo-Perutz-Krimi-Preis*. Zu den Freunden des Autors zählten die Kollegen Alexander Lernet-Holenia und Hilde Spiel; Friedrich Torberg hat ihn mit einem seiner witzigsten Aussprüche einen „Fehltritt Franz Kafkas mit Agatha Christie“ genannt.

Der Vorfall, der uns in die Ukraine führt, weist Leo Perutz als leidenschaftlichen Tierfreund aus und betrifft denn auch nicht einen der Charak-



Dietmar Grieser: *Geliebte Ukraine*. Auf literarischer Spurensuche zwischen Donezk und Anatevka, Amalthea Signum Verlag, Wien 2022, 160 Seiten, 22 Euro.

tere in einem seiner Bücher, sondern ihn selbst und zwar zu der Zeit, als der 33-Jährige als Landsturm-Infanterist beim k. u. k. Infanterieregiment Nummer 88 in den Krieg zieht.

Perutz wird trotz seiner Kurzsichtigkeit für tauglich befunden und zum Militärdienst in Ungarn einberufen. Zunächst in der Garnison von Szolnok stationiert, wird seine Einheit am 21. März 1916 ins ukrainische Stryj verlegt, von wo aus es in anstrengenden Märschen in Richtung russische Front geht. Wäre mir nicht ein ähnlicher Fall aus dem Zweiten Weltkrieg berichtet worden (wo es dem Wiener Malerdichter Franz Hrasnik gelingen sollte, bei seinen Kriegseinsätzen in Frankreich stets seinen geliebten Dackel zur Seite zu haben), könnte ich kaum glauben, dass auch Leo Perutz mit seinem Hund in den Krieg zieht.

Auch, als er am 4. Juli 1916, mit seiner Kompanie nun unter direktem Feuer der russischen Artillerie, durch einen Brustschuss lebensgefährlich verwundet, von den Kameraden per Tragbahre zum Hilfsplatz seine Regiments transportiert, dort mit Morphium erstbehandelt und noch in derselben Nacht in der Divisions-Sanitätsanstalt operiert wird, weicht das gute Tier keinen Schritt von seiner Seite. Im Feldspital von Stryj folgte eine zweite, am 18. Juli noch eine weitere schwere Operation: Das verhängnisvolle Geschoss muss aus der Lunge, zwei durch den Einschuss zertrümmerte Rippen müssen aus dem Brustkorb entfernt werden.

Patient Perutz begnügt sich mit Lokalanästhesie, steht den lebensgefährlichen Eingriff ohne das leiseste Zucken durch. Nur einen einzigen Wunsch teilt er dem Operateur mit: Militärarzt Dr. Mischel möge dafür sorgen, dass sein Hund ans Krankenlager vorgelassen und dem aufgrund der miserablen Versorgungslage ausgemergelten Tier die soeben herausoperierten Rippen zum Fraß vorgesetzt werden. Ungeachtet des unter dem Personal des Feldspitals ausbrechenden Entsetzens wird dem



Hundefreund Leo Perutz

makabren Wunsch des Patienten entsprochen: Der Hund wird herbeigeschafft. Als die Freudenkundgebungen des mit seinem Herrl wiedervereinten Tieres nachgelassen haben, wird dieses an seinen „Futterplatz“ geführt. Und jetzt geht alles ganz rasch: Der Hund, vom übermäßigen Hunger schwer gezeichnet, beschnuppert die beiden aus dem Körper des Schwerverwundeten herausgeschnittenen Rippen und – wach jäh zurück, sucht, sichtlich verstört, das Weite. Der sonst so gefasste Leo Perutz bricht in Tränen aus. Es sind Tränen unermesslicher Rührung: Wie hatte er glauben können, das treue Tier würde sich am Fleisch seines eingenen Herrls vergreifen?

Es lässt sich heute nicht mehr eruieren, wer diesen Vorfall protokolliert hat und wie diese ungewöhnliche Zeugnis in eines unserer Archive gelangt ist. Aber aus den Werken des großen Joseph Roth, der im etwa 167 Kilometer von Stryj entfernten Grenzstädtchen Brody geboren, aufgewachsen und zur Schule gegangen ist, sowie seines 46 Jahre älteren, aus Tschortkiw stammenden Landsmannes und Kollegen Karl Emil Franzos wissen wir, dass aus diesem, von ruthenischen Bauern, Resten polnischen Adels, jüdischem Handelsvolk und habsburgischer Beamtschaft geformten, ethnischen Schmelztiegel einzigartige Zeugnisse für Leidenschaft und Empathie überliefert sind. Sie haben – so oder so – mündlich oder schriftlich ihren Niederschlag gefunden. So mag es sich auch mit der vorliegenden Episode verhalten haben. □



Kammermusikfestival Wien

21.8. – 27.8.2023

Schloss Laudon

Wien 14., Mauerbachstraße 43 - 45

www.kammermusikfestival.wien

WER KENNT NICHT FELICITAS KUKUCK?

KOMPONISTIN, CHORLEITERIN, KLAVIERLEHRERIN, FLÖTISTIN, HERAUSGEBERIN, AUTORIN

Eine Musikerin jüdischer Herkunft überlebt die Nazizeit und ein Komponistinnenleben mit enormen Herausforderungen

ANDREA SCHWAB

In den österreichischen Musik- und Liederbüchern sticht der Name einer Komponistin immer wieder hervor: Wer kennt nicht Felicitas Kukuck, so könnte man fragen. Sie schrieb Kinderlieder, Volkslieder, politische und religiöse Lieder. Ihr umfangreiches Schaffen mit an die 1000 Kompositionen, umfasst ebenso Werke für Chor und Instrumente. Liedersammlungen in verschiedenen Besetzungen, sowie eine Fülle an Instrumentalmusik. Auch die Oper *Der Mann Mose*. (Geistliche Oper in zehn Episoden. FONO Schallplatten-gesellschaft FSM 68709, 1987). Das Werk kam in der St. Nikolai Kirche in Hamburg zur Auf-führung und erntete großen Erfolg.

Felicitas Kukuck hat eine überaus span-nende Lebensgeschichte. Besonders nach 1945 konnte sie sich durch die Veröffentlichung von Laienmusik profilieren und bekannt machen. Hingegen ist ihre jüdische Herkunft wenig oder kaum bekannt. Mit diesem Umstand wurde die junge Künstlerin erst, nachdem Hitler und die Nationalsozialisten an die Macht gekommen waren, konfrontiert.

Kukuck wurde am 2. November 1914 in Hamburg geboren. Ihr Vater war der Physiologe Dr. med. Otto Cohnheim. Ihre Mutter, die Altistin Eva Cohnheim, geb. Barth, hatte den entscheidenden Einfluss auf die musikalische Entwicklung der Tochter, indem sie – selbst Gesangskünstlerin – das Kind bereits sehr früh motivierte, sie selbst am Klavier zu begleiten.

1933 wurde Otto Cohnheim seines Amtes enthoben. Im Ersten Weltkrieg hatte er Kriegs-dienst in einem Seuchenlazarett in Rumänien geleistet. Dabei rettete er zahlreichen Soldaten das Leben und hatte das Eiserne Kreuz 1. Klasse dafür in Deutschland erhalten. Dazu schreibt Felicitas Kukuck in ihrer Autobiografie:

„So wurden deutsche Juden damals von deutschen Nazis behandelt. Mir kommt noch heute ein solcher Zorn hoch, dass mir ganz elend zu Mute ist! Aber ich weiß, dass ich es hier festhalten muss! Es soll jeder erfahren. Alle Einzelheiten, damit so etwas Gemeines und Unmenschliches nie wieder passiert.“ (Autobiographie Felicitas Kukuck. PDF, S. 7.)

Für die hoch begabte Felicitas war die Arbeit mit ihrer Mutter sehr prägend, da sie, wie sie selbst später sagte, lernte, „die Kom-positionen vom Gesang her zu denken.“ 1936 entschieden die Eltern, den Familiennamen auf Kestner zu ändern. Die Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 beeinträchtigte Felicitas' Berufsausbildung erheblich, indem sie durch die Nürnberger Rassegesetze als Mischling 2. Grades, als Vierteljüdin eingestuft wurde. So wurde sie zu dem ihr gewählten Stu-dium der Musikerziehung und Kirchenmusik an der Hochschule in Berlin nicht zugelassen.

Ihre fortschrittliches, weltoffenes Elternhaus ermöglichte ihr von 1930-1933 eine Ausbildung in der *Lichtwarkschule* – nach



Felicitas Kukuck (1914-2001)

Alfred Lichtwark (1852-1914), einem Begrün-der der Museumspädagogik und Kunsterzie-hungsbewegung benannt –, in der sie bereits Lieder mit Zitaten aus Goethes *Faust* auf-führen durfte. 1933 wurde die Schule gleichge-schaltet. Kukuck erlebte hier die ersten Repressionen, indem ein glühender Nazi Schulleiter wurde.

Sie konnte in die „Schule am Meer“ auf der Nordseeinsel Juist wechseln, deren Mit-begründer Martin Luserke (Reformpädagoge, Schriftsteller, Theaterschaffender 1880-1968) war. Das junge Mädchen fand dort einen bedeutenden Förderer: Eduard Zuckmayer (1890-1972), war Musikpädagoge, Dirigent, Pianist, Chor- und Orchesterleiter sowie der Bruder des erfolgreichen Schriftstellers Carl Zuckmayer (1896-1977). Ende März 1934 musste die Schule schließen, und Felicitas war es möglich, das Abitur 1935 im Landesschul-heim der *Odenwaldschule* zu machen. Nach-dem sie 1936 die staatliche Privatmusikleh-rerprüfung im Fach Klavier an der staatlichen akademischen Hochschule in Berlin abgelegt hatte, wurde ihr wegen ihrer Herkunft die Be-rufsausübung verboten.

Auswanderung, Emigration schien für sie jedoch keine Option zu sein: „Ich wollte in Deutschland bleiben, im Lande Bachs und Mozarts und Brahms und Schuberts.“ (www.archiv-frau-musik.de/felicitas-ku-kuck-1914-2001). Ihre Eltern dachten ähn-lich: „Meine Eltern sind schweren Herzens erst 1939 auf Drängen eines Freundes – we-nige Wochen vor Ausbruch des 2. Weltkriegs – nach England emigriert. Auch mein Bruder

musste auswandern. 1933 war er 16 Jahre alt, Schüler der Lichtwarkschule...“ (Autobiogra-fie Felicitas Kukuck. PDF, S. 7.)

Die älteste Schwester überlebte in Wismar, möglicherweise durch die Ehe mit einem Dipl. Ing., der in einer Waggonfabrik tätig war. Die jüngere Schwester Heidi verließ als 16jährige die Schule und emigrierte als Säuglingsschwes-ter nach Afrika, später nach Kanada.

Von großer Bedeutung für die junge Stu-dentin Felicitas Kukuck war der Komposi-tionsunterricht bei Paul Hindemith (1895-1963), der wegen eines Aufführungsverbots seiner Werke schließlich in die Schweiz und später in die USA emigrierte. Sie schätzte Hindemith überaus, da er ihren musikali-schen Vorstellungen entsprach und Vorbild-character in ihrem Leben einnahm. Zu ihrer künstlerischen Reifeprüfung wählte sie die 2. Klaviersonate von Paul Hindemith, obwohl ihr Lehrer Prof. Rudolf Schmidt (1897-1989) davon abriet, da sie als „entartete Kunst“ galt. Sie ließ sich davon nicht abhalten und bestand die Prüfung!

Hindemiths Bekenntnis zur „ethischen Verpflichtung“ der Komponistin und des Komponisten, bei der Aufführung einer Komposition immer auch „den Anlass, das Können der Ausführenden, den Raum wie auch das Publi-kum zu berücksich-tigen, wurde Felicitas zur Maxime. Zu erwähnen ist, dass sie auch ein Querflötenstudium bei Gustav Scheck (1901-1984) absolvierte. 1938 wurde sie mit einer Sondergenehmigung in die Reichsmusikkammer aufgenommen, die be-sagte, dass gegen ihre Aufnahme nichts ein-zuwenden sei, sofern sie nicht bei Veranstal-tungen der NSDAP und deren Organisationen auftreten würde und „auch nicht im schöpferischen Sinne tätig wird.“ (Siehe <https://www.digitales-deutsches-frauenarchiv.de/akteurinnen/felicitas-kukuck> zit. in: Cordula Sprenger: Felicitas Kukuck als Komponistin von Solo- und Chorliedern. Exemplarische Untersu-chungen zu zeitgeschichtlichem Umfeld und stilistischen Einflüssen, Marburg 2008.)

Im Juli 1939 heiratete sie Dietrich Kukuck, den sie noch aus der *Lichtwarkschule* kannte und der ihr Leben und ihre Existenz rettete: Ein neues Gesetz Anfang 1939 zwang Jüd:innen und jüdische Mischlinge, die ihren Na-men – z.B. von Cohnheim auf Kestner – ge-ändert hatten, wieder ihren ursprünglichen anzunehmen. Dieser Umstand hätte die Ehe mit einem Nichtjuden unmöglich gemacht. Dietrich Kukuck reagierte furchtlos und kur-zentschlossen und „aus Liebe“, indem er einem

Standesbeamten die Geburtsurkunde seiner zukünftigen Frau vorlegte, die auf den Na-men Felicitas Kestner ausgestellt war, welche dieser akzeptierte. So wurde die Ehe im Juli 1939 standesamtlich geschlossen. Die Kom-ponistin hatte jene Urkunde noch Anfang der 1930er Jahre in Hamburg anfertigen lassen. Verschwiegenheit war ihre Überlebensstra-tegie: „Meine Mitschüler bei Hindemith und die Studenten in den Chören wussten nichts über mich. Ich schwieg. Nur Prof. Stein kannte meinen Makel, denn ich musste ja für die Zu-lassung zur Hochschule meinen Ahnenpass vorlegen. Aber auch er, Fritz Stein, schwieg“ (Autobiografie Felicitas Kukuck. PDF, S. 7.)

Ein Unterrichtserlaubnisschein wurde ihr verwehrt, dennoch war es ihr weiterhin möglich, Klavierstunden zu geben. Auch bei Hausmusikabenden in Tanzschulen, sowie als Blockflötistin in der „Spielgemeinschaft Emil Seiler“ (Emil Seiler, 1906-1998) wirkte sie mit.

Großen Mut bewies Felicitas Kukuck, als sie 1943 die Schwester einer ehemali-gen jüdischen Kommilitonin, Elisabeth Veilchenfeld – eine ehemalige Lehrerin an der Talmud-Tora-Schule in Hamburg – bei sich aufnahm und bis zum Ende des Krie-ges versteckte. Sie verschwieg auch dieser Schwester ihre nichtarische Herkunft bis zur Kapitulation Hitlerdeutschlands. Neue Pers-pektiven brachte ein Lehrauftrag für Kom-position an einer Berliner Volkshochschule.

In den Nachkriegsjahren komponierte Kukuck meist Werke für Laien und passte diese dem jeweiligen Schwierigkeitsgrad an. Ab 1950 erhielt sie vorwiegend von musikpä-dagogischer und kirchlicher Seite Aufträge. Ihre Musik ist näher im Bereich des Tona-len angesiedelt und wenig avantgardistisch. Hamburg-Blankenese wurde 1948 ihr Wohn-ort. Als Gründerin 1967 des *Kammerchors Blankenese*, führte sie mit diesem Chor eine Vielzahl ihrer Werke erfolgreich auf. Im gleichen Jahr wurde ihre Ehe mit Dietrich Kukuck geschieden.

Später, in den 1980er und 1990er Jahren widmete sie sich politischen Themen wie: *Und es ward: Hiroshima* wie auch der Ver-tonung von Texten jüdischer Dichter:innen.

Kukuck vertonte die *Gedichte eines Mäd-chens an ihren Freund* von Selma Meer-baum-Eisinger (1924-1942) zu den *Sieben Lieder für eine Frauenstimme und Klavier*. Die Partitur erschien 1996. Selma Meerbaum-Eisinger (1924-1942) starb als 18jähriges, jüdisches Mädchen im KZ an Fleckfieber.

Kukuck komponierte bis ins hohe Alter und erhielt mehrere Auszeichnungen wie 1989 die *Biermann-Ratjen-Medaille* und 1994 die *Johannes-Brahms-Medaille*. Kukuck hatte vier Kinder und starb 2001 in Ham-burg-Blankenese. □

Besonders nach 1945 konnte sie sich durch die Veröffentlichung von Laienmusik profilieren und bekannt machen.

NEUE PRÄSIDENTIN IN CANNES

Eine große Neuerung in diesem Jahr: Mit Iris Knobloch als Präsidentin steht erstmals eine Frau an der Spitze der *Internationalen Filmfestspiele in Cannes*. Ihre erste offizielle Amtshandlung war die Übergabe der *Goldenen Ehrenpalme* an Michael Douglas – den Preis für sein Lebenswerk. Bei der Übergabe stellte er fest: Mit seinen 78 Jahren ist er älter als das Filmfestival selbst.

Iris Knobloch bewegte sich bisher lieber abseits der Scheinwerfer. Sie verfolgte bereits seit Jahrzehnten ihre Karriere zwar im Filmbusiness, der Branche der Scheinwerfer und des Glamours, blieb dabei aber immer diskret im Hintergrund.

„Iris wer?“, fragten daher auch viele Menschen in Frankreich. Besser bekannt war – bisher jedenfalls – ihre Mutter Charlotte Knobloch, die frühere Präsidentin des *Zentralrates der Juden in Deutschland*. Tochter Iris ist gebürtige Münchenerin, die nach Stationen in New York, Los Angeles und London seit 17 Jahren in Paris lebt und erstmals eine Frau auf diesem ehrenamtlichen, aber prestigeträchtigen Posten an der Spitze der Filmfestspiele von Cannes, die nicht aus Frankreich stammt. Und zum ersten Mal in deren Geschichte fiel die Entscheidung zur Präsidentschaft nicht einstimmig aus.

Mehrere Berufsverbände machten Stimmung gegen Knobloch und beklagten, mit ihrer Ernennung „vor vollendete Tatsachen gestellt“ worden zu sein, wie der Generaldirektor der französischen Autorengesellschaft SACD, Pascal Rogard,



Iris Knobloch

meinte. Knobloch vertrete für ihn die Interessen des US-Kinos und überhaupt habe sie „einen deutschen Akzent, der so scharf schneidet wie ein Messer“. Ihre Kritikerinnen und Kritiker warnen zudem vor möglichen Interessenskonflikten, weil sie dem börsennotierten, kulturellen Investment-Fonds I2PO als Präsidentin vorsitze, an dem unter anderem der Geschäftsmann François-Henri Pinault beteiligt sei, dem Hauptsponsor des Festivals von Cannes.

Dass die damalige Kulturministerin Roselyne Bachelot im vergangenen Jahr ausgerechnet Iris

Knobloch als Nachfolgerin für den langjährigen Präsidenten Pierre Lescure auswählte, hat daher viele überrascht – selbst die 59-Jährige, wie sie in einem ihrer seltenen Interviews zugab.

Tatsächlich schlägt die französische Regierung traditionell die Besetzung der Stelle an der Seite des Festivalleiters, derzeit Thierry Frémaux, vor. Zugute gehalten wurde Iris Knobloch unter anderem, sich für die Finanzierung des Stumm- und Schwarz-Weiß-Films *The Artist* des französischen Regisseurs Michel Hazanavicius eingesetzt zu haben, der 2012 die *Goldene Palme von Cannes* und danach auch noch fünf *Oscars* erhielt.

Vor allem aber setzte sich Knobloch durch, weil das *Cannes-Festival* jemanden suchte, „der/die sich in einem internationalen Kontext zu bewegen weiß“. Die Deutsche gilt als bestens vernetzt, zählt zu ihren Freunden Kinostars wie den Regisseur Christopher Nolan und den Schauspieler Clint Eastwood. Seit der Übergabe der *Ehren-Palme* zählt auch Michael Douglas zu ihren Freunden.

Nun wird ihre Hauptaufgabe darin bestehen, die Filmfestspiele in Cannes wieder attraktiver für internationale Filmstudios und auch Streamingdienste zu machen, denn mit den Festivals in Venedig und Toronto gibt es scharfe Konkurrenz. Knobloch selbst nannte es als ihre Mission, „das kulturelle Leben einer Welt zu retten, in der mehr denn je die absolute Notwendigkeit dafür herrscht“. Sie ist für drei Jahre bestellt. □

Gabriele Flossmann

belauscht & beobachtet



Heinrich Ehlers und Renata Schmidtkunz

Es hat fast 10 Jahre nach ihrem Tod gedauert, bis Wien endlich einen Platz – nämlich jenen vor der Kirche auf der Mariahilfer Straße/Barnabitegasse – nach **Erika Weinzierl** benannte. Die Benennung fand am 6. Juni, dem Geburtstag Weinzierls statt.

Nachdem die „Grande Dame“ der österreichischen Zeitgeschichte 2014 verstorben ist, hatte es in Wien keinerlei Bestrebungen gegeben, ihr mittels Benennung einer Verkehrsfläche oder einer Institution jene Ehre zuzuerkennen, die sie zweifellos verdient hat. Weinzierl hatte sich im Nationalsozialismus nicht nur einer studentischen Widerstandsgruppe angeschlossen, sondern öffnete später die österreichische Geschichtswissenschaft für die kritische Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus und Antisemitismus in Österreich. Weinzierl war eine frühe und engagierte Kämpferin gegen Antisemitismus. Sie war die erste Ordinaria Österreichs

auf einem Geschichtelehrstuhl. Ihre Arbeit hat Generationen von nachfolgenden Historiker:innen ausgebildet und geprägt.

Die Stadt Wien hat viele Gründe, stolz auf ihre große Tochter zu sein. Insbesondere der Bezirk Mariahilf, wo Weinzierl aufgewachsen ist und die Volksschule sowie das Gymnasium Rahlgasse besucht hat. Nach wie vor erinnern nur 11,7 Prozent der Wiener Straßennamen an verdienstvolle Frauen, die Wiens Geschichte mitgeprägt haben. Auch in diesem Sinne ist die neue Benennung ein Schritt in die richtige Richtung. Diese Platzbenennung ist aber auch ein klares Statement für einen kritischen Umgang mit der NS-Vergangenheit. □

Landtagsabgeordnete Ursula Berner, Bezirksvorsteher Markus Rumelhart und Bezirksvorsteher-Stellvertreter Paul Stein

Die Feier anlässlich des 20jährigen Bestehens der **Österreichischen Freunde von Yad Vashem** fand diesmal im Parlament statt. Über 500 Gäste, VertreterInnen aus Politik, Kultur und Wirtschaft waren geladen, um dieses denkwürdige Ereignis zu feiern. Nationalratspräsident Mag. **Wolfgang Sobotka** würdigte in seiner Ansprache den Anteil der Gesellschaft an den Beziehungen Österreichs zum Staat Israel. **Gustav Arthofer** der Vorsitzende der Freunde von Yad Vashem wies auf die zentrale Bedeutung von Fakten und Tatsachen hin – diesen Aufgaben ist Yad Vashem perfekt nachgekommen.

Chaim Gertner der Direktor von Yad Vashem beklagte den Abgang vieler Zeitzeugen und betonte die Dringlichkeit, die Jugend für diese Zeit zu interessieren. Die Aktivitäten des Vereines seien eine tragende Brücke zwischen Österreich und Israel. Leider gebe es nach wie vor Antisemitismus und dies aus vielen politischen Richtungen. Für den israelischen Botschafter **Mordechai Rodgold** sollte die Jugend im Zentrum der Bemühungen stehen. Sehr beeindruckend die Erinnerungen von **Heinrich Ehlers**, der im Gespräch mit **Renata Schmidtkunz** seine Kindheitserlebnisse schilderte, die er erst Jahrzehnte später als Trauma bewältigen konnte und die ihm bis heute noch gegenwärtig sind. Zum Abschluss wurden die GründerInnen der Gesellschaft **Ulrike** und **Günther Schuster** zu Ehrenpräsidenten der österreichischen Freunde ernannt. □





Präsident Victor Wagner, Cornelius Obonya, Botschafter Mordechai Rodgold, Gerhard Baumgartner und Raimund Fastenbauer

Die **Zwi Perez Chajes Loge** der **B'nai Brith** verlieh in diesem Jahr die Menorah für hervorragende humanitäre Leistungen an Herrn Mag. Dr. **Gerhard Baumgartner** sowie an Schauspieler **Cornelius Obonya**. Der Präsident **Victor Wagner** erläuterte die Aufgaben der B'nai Brith – Söhne des Bundes wurde 1843 in Amerika gegründet –, die sich für humanitäre Ziele einsetzt, ungeachtet der Herkunft der Initiatoren. Sigmund Freud und Friedrich Torberg waren unter anderen berühmten Persönlichkeiten Mitglieder der Loge.

Die Laudatio für den Historiker Dr. Baumgartner hielt Frau Professor **Brigitte Bailer-Gallanda**. Sie würdigte die Verdienste des Geehrten, der, in Burgenland geboren, sich sehr früh mit dem Schicksal der Juden und Roma auseinanderzusetzen begann. Von 2013-2023 war er wissenschaftlicher Leiter des Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes (DÖW). Per-

fekt in vielen Sprachen, wurde er sehr oft zu Vorträgen ins Ausland eingeladen. Widerstand und Verfolgung von 1938 bis 1945, insbesondere die Verfolgungsgeschichte der Roma und Sinti und der Umgang der Republik Österreich mit der NS-Vergangenheit wurden zum Gegenstand seiner intensiver Auseinandersetzung.

In einer humorvollen, aber auch sehr ernsten Rede, würdigte der Historiker und Schriftsteller **Doron Rabinovici** die Verdienste von Cornelius Obonya, den er vor allem 1986 im Zuge der Waldheim-Affäre näher kennenlernte und seit dieser Zeit eng mit ihm verbunden sei, wenn auch nicht immer im persönlichen Kontakt stehe, Obonyas schauspielerisches Talent sei außergewöhnlich – die Ehrung der B'nai Brith erhielt er aber vor allem dafür, dass er sich sehr engagiert für die Bekämpfung des Antisemitismus einsetzt, ein Anliegen, das ihm, wie er selbst betonte, stets sehr wichtig für ihn war und ist. □

Anita Ammersfeld und **Erwin Javor** wurden nach 33 Jahren standesamtlicher Ehe in der Spanischen Synagoge im Ghetto von Venedig von Oberrabbiner **Harav Alberto Sermoneta** und **Harav Josef Pardess** aus Wien nun auch noch „richtig“ getraut. Die uralte Synagoge wurde nach außen hin unscheinbar, aber innen mit viel Liebe und Größe in jedem Detail 1528 erbaut und überstand unbeschadet bewegte und schwierige Zeiten – wie auch das „junge“ Paar. Das Fest danach fand im eleganten Sala Stucchi im Hotel Excelsior am Lido statt. Eine bunte wie hochkarätige Gästeschar aus Israel, Österreich, den USA, Kanada und der Schweiz feierte das Paar ausgelassen, fröhlich und herzlich. Anita sang für ihren Mann „ich hab dich ziviel lieb“ und, wohl weil's fast wahr ist, „achtzig er und siebzig sie“. So schön! Nicht ganz so begabt, aber dafür mit viel Herz, „sangen“ und „tanzen“ auch Vater Erwin und Sohn Daniel einen jiddischen Klassiker. Spätestens bei der liebevollen Rede des in New York lebenden gemeinsamen Sohnes ging einem das Herz so richtig auf. □



Erwin Javor, Anita Javor, Daniel Javor und Maya



Bei Sonnenschein fand heuer am 18. Juni das **Jüdische Straßenfest** am Judenplatz statt, bei dem sich über 40 jüdische Institutionen und Vereine präsentierten. Neben Infos zu den Bereichen Jugend, Bildung, Sport, Religion, Charity, Kultur und Gesundheit, wurden Kunsthandwerk, Judaica, Schmuck und Pop Art ausgestellt. Auch die **Illustrierte Neue Welt** war mit einem Stand vertreten, informierte über die 1897 von Theodor Herzl gegründete Zeitung und präsentierte im **Verlag INW** herausgegebenen Bücher, wie *Flucht in die Freiheit, Trotz allem... Aron Mencer* und *die Judengalijah*

oder die Publikation über die Zionistenkongresse in Wien.

Musikalisch sorgten die **Noya Showband** mit israelischer Volks- und Tanzmusik und die Brüder **Meirov Band** mit traditionellen bucharischen Trommelspiel für Stimmung. Das Kinderprogramm mit Hüpfburg, Kinderschminken und Seifenblasenstation begeisterte die jüngsten Besucher:innen. Kulinarik aus der koscheren Küche stillten Durst und Hunger. Dieses Mal waren es über 6.000 Besucher:innen, die das sehr beliebte und traditionelle Straßenfest der **Israelitischen Kultusgemeinde** genossen. □

**Museum zur Erinnerung
FÜR DAS KIND
Der Kindertransport zur Rettung jüdischer Kinder nach Großbritannien
1938/39
kuratiert von Rosie Potter und Patricia Ayre**

21. Juni – 31. Juli 2023, Synagoge Kobersdorf, Schlossgasse 25
Informationen, Voranmeldung für Führungen: synagoge-kobersdorf@bgld.gv.at
Während der Schlosstheater Kobersdorf kann die Ausstellung besucht werden.
Öffnungszeiten: 6. – 9. Juli, 13. – 16. Juli, 20. – 23. Juli, 27. – 30. Juli immer von 18:30 – 20:30 Uhr

„Für das Kind“ ist all denen gewidmet, die 1938/39 in Deutschland, Österreich, der Tschechoslowakei und in Polen, zehntausend Kindern – hauptsächlich jüdischen – halfen, der Tötungsmaschinerie des Nazi Regimes zu entkommen und ihr Überleben zu sichern.





Arbeite auch du an der
gesunden Stadt: jobs.wien.gv.at

Wien schaut auf uns. Tag für Tag.

Mit einer umfassenden Gesundheitsvorsorge für alle, um bis ins Alter gesund und fit zu bleiben. Dafür sorgen die Wiener Gesundheitsförderung, Präventionsangebote, Sport und Bewegung. Von Fitnesskursen und Motorikparks bis hin zu Gesundheitstouren in den Bezirken und Beratung zur psychischen Gesundheit – die Stadt bietet breite Unterstützung für ein gesundes Leben.

Entdecke die vielfältigen Möglichkeiten.

**Stadt
Wien**



daseinsvorsorge.wien.gv.at